

136,17

Zur
öffentlichen Prüfung
 der
Schüler des Königl. Friedrichs-Collegiums



am

Montag den 4. und Dienstag den 5. October d. J.

ladet ergebenst ein

Dr. J. Horkel,
 Königl. Professor und Director.



- 1) Die Tanhäusersage und der Minnesinger Tanhäuser. — Abhandlung von Dr. F. Zander.
- 2) Jahresbericht des Directors.

Königsberg in Pr.,
 Schultz'sche Hofbuchdruckerei.
 1858.

940
 23 (1858)



Die Tanhäuser-Sage und der Minnesinger Tanhäuser.

1.

Was man auch über die Bestrebungen und Werke Richard Wagners urtheilen mag, ein Verdienst wird ihm selbst unter seinen Gegnern Niemand absprechen wollen, nämlich dass er höchst anregend gewirkt habe, und zwar, wenn auch zunächst auf dem Gebiete der Tonkunst, doch keinesweges auf diesem allein, sondern auch auf andern Gebieten der Kunst sowol, als der Wissenschaft. In Betreff der letztern ist es namentlich die deutsche Literatur, welche ich hier meine. National in der Komposition, hat er sich so auch in der Dichtung erwiesen, indem er die Stoffe zu seinen „musikalischen Dramen“ (Opern nennt er sie nicht), seitdem er entschieden die Richtung verfolgt, an welche man gegenwärtig nur noch allein bei Nennung seines Namens zu denken pflegt, der vaterländischen Literatur, und zwar den alten Sagenkreisen, entlehnte. Man behauptet, dass Wagner, der Musiker, sein Angesicht der Zukunft zugewendet habe, wie die Bezeichnungen „Zukunftsmusik“ oder „Zukunftsmusiker“, von seinem „Kunstwerk der Zukunft“ hergenommen, aussprechen, — die, beiläufig bemerkt, ursprünglich von seinen Widersachern als Spottnamen gebraucht, von dem Kern der Partei, dem unter Liszt's Auspicien bestehenden Verein „Neu-Weimar“ adoptirt sind; — Wagner, der Dichter, schaut entschieden in die Vergangenheit zurück. Seine blinden Anhänger haben sich diesen Gedanken entgehen lassen. Ich möchte ihnen denselben zur weiteren Ausbeute empfehlen. Sie, die ihn den Mann der Zeit nennen, und ihn zu vergöttern sich mühen, können hier eine Basis für seine Apotheose gewinnen: ein Antlitz vorwärts, ein Antlitz rückwärts gekehrt — siehe da! der Gott der Zeit ist fertig!

Doch Scherz bei Seite. Wagners Zurückweisen auf die Vergangenheit unserer Literatur ist nicht ohne Früchte geblieben, zunächst in Betreff der grossen Menge, die den seit Decennien blühenden Bestrebungen der deutschen Literatoren, höchstens mit Ausnahme des Nibelungenliedes, doch ziemlich taube Ohren geliehen hatte; dann aber auch rücksichtlich der Gebildeten, die, nach dem dermaligen Stande der Dinge Laien in der vaterländischen Philologie und ältern Literatur, vielfältig durch Erkundigung Theilnahme für diese Stoffe an den Tag legten; endlich sogar Gelehrten gegenüber, welche durch die geistreiche Verarbeitung derselben zur Erforschung des ursprünglichen Gehaltes der Sagen, ihrer Entwicklung und ihrer Quellen angeregt wurden.

Besonders ist dies bei dem Tanhäuser der Fall gewesen. So gesteht Gräsze bereits unterm 10. October 1845 in der Vorrede zu seinem Büchlein „Die Sage vom Ritter Tanhäuser“,¹⁾ welches er auch „seinem theuern Freunde, dem Königl. Sächs. Hofkapellmeister Richard Wagner“ widmet, durch dessen Tanhäuser zu der betreffenden Untersuchung veran-

¹⁾ Die Sage vom Ritter Tanhäuser, aus dem Munde des Volks erzählt, mit verwandten Sagen verglichen und kritisch erläutert von Dr. J. G. Th. Gräsze, nebst einem Anhang von alten, die Sage betreffenden Volksliedern. Dresden und Leipzig, 1846.

lasst zu sein; „da die treffliche Tonschöpfung . . . durch ihren hochpoetischen, ebenfalls von ihm gedichteten Text die Aufmerksamkeit so Vieler wieder auf diese Sage ziehen wird“, sind seine eigenen Worte. Und so, wenn es erlaubt ist, kleineres dem grössern anzureihen, hat auch mich Wagners Tanhäuser zu speziellerer Beschäftigung mit dem Minnesinger Tanhäuser und auf das nachbarliche Gebiet der Sage vom Ritter Tanhäuser, welche J. Grimm eine der anziehendsten des ganzen Mittelalters nennt, geleitet.

Es liegt schon hierin die Andeutung, dass der Name Tanhäuser eigentlich zwei Persönlichkeiten bezeichnet, die allerdings beide der Poesie angehören: erstens den Tanhäuser der Sage, als Objekt der Dichtung, zweitens den historischen Minnesinger, als dichtendes Subjekt. Wenn man nun auch einen Zusammenhang zwischen beiden anzunehmen von vorn herein geneigt sein mag, so müssen doch, um Unklarheit zu vermeiden, beide wohl von einander getrennt, und im wissenschaftlichen Interesse die betreffenden Ueberlieferungen und Ermittlungen gesondert werden. Sie in dieser Art aufzustellen, dann aber vermittelt einer Parallele zwischen beiden ein Resultat bezüglich der Identität oder Nichtidentität anzustreben, soll die Aufgabe dieser Blätter sein.

2.

Wenden wir uns nun zuerst dem **Tanhäuser der Sage** zu, so wird sich jedem, zumal in dem Zusammenhänge, in welchem unsere Betrachtung auf ihn geführt hat, zuerst die moderne Gestaltung aufdrängen, welche ihm R. Wagner gegeben hat. Ich darf dieselbe wol bei der grossen Anzahl von Aufführungen, die das gleichnamige Musikdrama erlebt hat, als bekannt voraussetzen, und kann mich daher rücksichtlich dieser Gestaltung auf die Bemerkung beschränken, dass in ihr nicht nur jene beiden Tanhäuser, sondern ausserdem noch zwei ursprünglich getrennte Sagenstoffe, fein genug, vereinigt erscheinen, die Sage vom Venusberge, deren Held der sagenhafte Tanhäuser ist, und die Sage vom Wartburgkriege. Ein Zusammenhang zwischen beiden, der freilich auch wegen des behaupteten Zusammenhanges der Oertlichkeiten beider Sagen nicht fern liegt, wäre nach Gräzse allerdings von Hause aus gegeben, da derselbe bei seiner Darstellung der Sage vom Ritter Tanhäuser im 2. Kapitel der oben angeführten kleinen Schrift diesen sich auf dem Wege zum Wartburgkriege befinden lässt (zu dem der Landgraf Hermann von Thüringen auch ihn geladen), als er in den Venusberg geräth. Will man nicht glauben, dass Gräzse in die ursprüngliche Sage hineingetragen, was erst der spätern Umgestaltung angehört, dass eine Art von ὅστερον πρότερον sich begeben, so müsste man diesen Zug in der Erzählung auf Rechnung mündlicher Ueberlieferungen setzen, da ja auch der Titel der Schrift die Sage als „aus dem Munde des Volkes erzählt“ anspricht. Aber die alten, schriftlich überlieferten Quellen, wie namentlich die Volkslieder dieses Inhaltes, wissen davon nichts, lassen im Gegentheil den Tanhäuser nicht gelegentlich bei dem Venusberge vorbei kommen und daher absichtslos in denselben gerathen, sondern ihn geflissentlich in den Wald hinausziehen, um gross Wunder zu schauen. — Und wie diese nichts vom Wartburgkriege erwähnen, so kommt andererseits nirgend in den alten Darstellungen des Wartburgkrieges der Tanhäuser vor, weder in dem bekannten, in der Sammlung der Minnesinger enthaltenen Gedichte vom Kriege auf Wartburg, noch in dem Leben der heiligen Elisabeth von Johannes Rothe (aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts), noch in der häufig demselben Verfasser zugeschriebenen bis 1440 reichenden, in Prosa abgefassten Thüringischen (auch Eisenacher oder Erfurter genannten) Chronik, von einem Eisenacher Mönch im 15. Jahrhundert verfasst; noch sonst irgend wo. Ueberall werden übereinstimmend folgende

sechs Dichter als die auf der Wartburg streitenden aufgeführt: Herr Heinrich der Schreiber, Herr Walter von der Vogelweide, Herr Reinmar oder Reinhart, Herr Wolfram von Eschenbach, Biterolf und Heinrich von Ofterdingen oder Afterdingen. Aber der letztere, gleichfalls übereinstimmend ein Bürger von Eisenach genannt, hat durch das Räthselhafte seiner Person verschiedene Hypothesen und Erklärungsversuche hervorgerufen. Und namentlich hat — und dies muss, theils sonst, theils wenn man an Wagners Tanhäuser denkt, überraschen — Lucas in seiner vor beinahe 21 Jahren geschriebenen Abhandlung „über den Krieg von Wartburg“, Königsberg 1838, (welche den letzten Theil der nicht weiter fortgesetzten Ausgabe der Abhandlungen der Kgl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg bildet), in ihm den Tanhäuser erkennen wollen, und dies (S. 270 ff.) auf verschiedene Weise zu erhärten versucht. — So streckten beide Sagen kleine Hände einander entgegen; Wagner hat dieselben zu einem nicht unfruchtbaren Bunde mit einander vereinigt. Mit der Lucasschen Hypothese wie es scheint bekannt, obgleich ich die Lucassche Schrift bei andern Behandlungen dieses Gegenstandes nicht angeführt finde, hat er in der Zahl der streitenden Sänger statt Ofterdingen geradezu Tanhäuser gesetzt, von jenem auch den Vornamen Heinrich für den letztern, der sich nirgend mit einem Vornamen genannt findet, entlehnend.

Wir aber müssen diesen, gleich manchem andern der Poesie zu Liebe geschlossenen, Bund wieder scheiden, und unsern Tanhäuser in sein ursprüngliches, von der echten Sage geschildertes Jungesellenleben zurückversetzen, um seine eigentliche Natur zu erkennen.

3.

Die Sage führt uns zunächst an den Venusberg. Das wichtigste, was bisher über ihn gesagt worden, mag schon hier beigebracht werden, um später nicht zu unterbrechen. — Es handelt über ihn am ausführlichsten ein altes seltenes Buch von H. Kornmann, welches den Titel führt: „de monte Veneris, die wunderbare und eigentliche Beschreibung der alten heidnischen und neuen Scribenten Meinung von der Göttin Venus, ihrem Ursprunge, Verehrung und königlichen Wohnung und deren Gesellschaft, wie auch von den Erd-, Luft- und Feuermenschen“, Frankfurt 1614 (8°). Die Untersuchung über diesen Berg ist eine der schwierigen, und hat verschiedenen wissenschaftlichen Streit, namentlich zwischen J. Grimm und Mone (im Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit) veranlasst, wobei es sich theils um den Ort an sich, theils um die Persönlichkeit handelte, von der jener den Namen erhalten. Für den vorliegenden Zweck genügt es, nur die Hauptgesichtspunkte hier anzuführen.

In ersterer Beziehung kam es gleich in Betracht, dass mehrere Oerter dieses Namens in und sogar ausserhalb Deutschlands genannt werden. Für den Tanhäuser wird ausdrücklich ein bestimmter, der im Hörselthale zwischen Eisenach und Gotha gelegene, auch Hörselberg genannt, von der mündlichen Volkssage und ihren Vertretern in Anspruch genommen. Seine Gestalt, die einem Sargdeckel ähnelt, seltsame Wettererscheinungen (er bildet nämlich eine Wetterscheide) und unheimliches Tönen und Brausen in seinen Schluchten, namentlich einer, dem sogenannten Hörselloch, sind es wahrscheinlich, welche das Volk veranlasst haben, nicht nur mannigfache Sagen und Spukgeschichten an ihn zu knüpfen, sondern auch von seinem Namen eine Erklärung zu geben, die eben so sprachwidrig als dem Geiste des Volkes entsprechend ist. Indem sich nämlich der Glaube bildete, dass in ihm Seelen der Verstorbenen die Strafen des Fegfeners ausständen, deren Wehklagen man in jenen schauerlichen Tönen vernähme, syllabirte man Hör-Seel-Berg, d. h. Berg, in dem man die Seelen hört. Denn der verständige Deutsche strebt danach, unverständliche Theile fremder Wörter zu verstehen, und deshalb auf deutsche zurückzuführen

und in solche zu verändern, wofür das nachweislich durch allmähige Entstellung auf areubalista zurückzuführende Wort „Armbrust“ ein schlagendes Beispiel bildet. Ich glaube, dass Hörselberg aus dem lateinischen Namen Mons *Horrisonus* entstanden ist, mit welchem lateinische Chronisten ihn bezeichnen. Der Umlaut (ö statt o) ist dabei sprachgemäss wegen des folgenden i, wie Kerling aus Caroligena, Kempton aus Campidunum. — Andererseits wieder wird es überhaupt in Abrede gestellt, dass Venusberg wenigstens ursprünglich eine irdische Lokalität bezeichne. So von dem, der zuletzt in diesen Angelegenheiten eine Stimme abgegeben hat, Dr. W. Mannhardt, der in seinem Werke „Germanische Mythenforschungen“, Berlin 1858, S. 264 sagt: „Da nun das wütende Heer eine himmlische Genossenschaft ist, wir aber bereits oben S. 182 nachgewiesen haben, dass die Bedeutung des Berges in unserer Mythologie die Wolke ist, so kann kein Zweifel obwalten, dass der Wolkenberg als der ursprüngliche Sitz der Göttin und der Seelen gedacht und derselbe erst später irdisch lokalisiert wurde.“ Erst seit dem 15. und 16. Jahrhundert ist, wie Mannhardt anführt, der Hörselberg als Venusberg gedacht worden. So viel ist gewiss, dass keines der Volkslieder, welche hier die Hauptstimme haben, weder den Hörselberg noch einen andern bestimmten Ort als Aufenthalt der Venus und des Tanhäuser nennt; ja sie brauchen nicht einmal Venusberg als Eigennamen, sondern höchstens „Frau Venus Berg,“ meistens aber heisst er in ihnen schlechthin „der Berg.“ Aus der lautern Version der Tanhäusersage ist also der Hörselberg jedenfalls zu verbannen.

Zweitens dreht sich der Streit darum, was für ein Wesen unter der Venus des Venusberges zu verstehen sei, ob ganz eigentlich die antike heidnische Göttin, gewissermassen die spezifische Venus, oder ob unter diesem Namen durch Parallelisirung eine Person des germanischen Glaubens oder vielmehr Aberglaubens versteckt sei, namentlich die Anmuthgöttin Hulda oder Holda, und weiter die mit derselben oft vermischte Führerin des wilden Heeres, Frau Holle. Die erstere Behauptung führte auf Untersuchungen über etwaigen früheren Kultus der heidnischen Liebesgöttin in deutschen Gauen, und ob an Ort und Stelle des Venusberges etwa uralte Heiligtümer derselben gestanden hätten. Von einem solchen Kultus giebt es übrigens weder in Sachsen noch in Thüringen Ueberlieferungen, bis auf eine von Ziehnert, in seinen sächsischen Volkssagen (Annaberg 1839, Bd. III, S. 297) mitgetheilte Sage, nach welcher auf der Stelle der jetzigen Ortenburg bei Budissin einst ein Götzentempel gewesen mit der Bildsäule eines schönen Weibes, das, einen Myrtenkranz um den Leib, eine Rose im Munde, eine brennende Fackel auf der Brust, auf einem kleinen, von zwei schwarzen Schwänen gezogenen Wagen gestanden. — Die andere Ansicht leitete den zuletzt ihr beipflichtenden Mannhardt, in Gemässheit des über den Venusberg als Wolkenberg oben angeführten, zu dem Resultate, dass bei Venus oder also bei Holda weilen, so viel bedeute, als gestorben sein.¹⁾ — Ja, wie vorhin Venusberg keine lokale, so soll nach Einigen selbst Venus hier keine persönliche Bedeutung haben, gar nicht als wirklicher Eigennamen, sondern vielmehr appellativisch genommen werden, so dass Venusberg einen Aufenthaltsort, wo der Liebe, namentlich der sinnlichen, gefröhnt wird, eine Liebeshölle, bedeute. So erklärt Goldast (Parænet. S. 89): „in Veneris montem, h. e. lupanaria, in quibus volutatus erat.“ Auch Gräzse's Ansicht (a. a. O. S. 20 ff.) läuft im Wesentlichen hierauf hinaus. Er stützt sich besonders auf folgende, von J. Prätorius

¹⁾ Mannhardt a. a. O.: „so ist kein Zweifel, dass Venus nur eine gelehrte Uebersetzung der ältern Holda ist, und das Weilen der Menschen bei ihr nichts anderes als ein symbolischer Ausdruck für gestorben sein.“

(Anthropodemus Plutonicus, Magdeburg 1669) Th. II, S. 62 aus Matth. Hammer Viridarium histor. S. 358 mitgetheilte Stelle: „Man soll aber wissen, dass der Venusberg nicht herkomme von der Göttin Venere, auch hat solchen Cupido, das Wald-Schälklein, nicht erfunden, sondern es hat auf einem hohen Berge eine Wasser-Frau gewohnt, so eine Königin derselben Revier gewesen, und weile der Berg hohl, sind viel Zwerglein oder Pygmaei dahin kommen, mit ihr Freundschaft zu halten, und weile dieselbe Königin gelebet, hat Niemand solch Schluffloch erfahren. Nach ihrem Tode aber sind es die andern Zwerge gar inne worden, den Berg darauf den Venus-Berg oder Liebes-Berg genennet und geheissen. . .“; und auf den Titel eines Gedichtes in einer Dresdener Handschrift des 14. Jahrhunderts, welches überschrieben ist: *de monte feneris agitur hic*, während es Venusberg und Venus mit keinem Worte erwähnt, sondern eine lange Vision über ein „Kloster der Minne“ enthält, in welchem Herren und Damen nebst ihren Dienern und Mägden sich zu einem geistlichen Orden, dem Minneorden, vereinigt haben und ihre Zeit unter Scherzen, Spielen, Tanzen und ritterlichen Uebungen in allen Ehren zubringen. Aus beiden schliesst er auf eine sprichwörtliche Auffassung der Benennung Liebesberg, oder in alter halblateinischer Sprache Venusberg. Doch hält er dann hieran nicht konsequent fest, sondern erklärt bald nachher: „dass er wieder zur Frau Venus gegangen, d. h. in die Hölle, wohin der damalige Volksglaube die heidnischen Gottheiten setzte, gefahren sei.“

4.

Doch gehn wir zu dem Inhalte der Sage selbst über.

Als reinsten Quelle derselben müssen uns die Volkslieder gelten. Sie sind in grosser Zahl in älterer (bis zum 14. Jahrhundert hinauf reichender) und neuerer hochdeutscher, niederdeutscher und schweizerischer Mundart, in holländischer und dänischer Sprache, handschriftlich und als fliegende Blätter, wie in Büchern seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts gedruckt vorhanden, und bezeugen so in jeder Weise die grosse Verbreitung und Beliebtheit dieser Sage und derjenigen Fassung derselben, die sich in ihnen niedergelegt findet. Abgedruckt finden sie sich in den bekanntesten Sammlungen der Volkslieder und ähnlichen Schriften (z. B. Mone's Anzeiger) zerstreut; ein Verzeichniss aller bekannt gewordenen giebt Gräze a. a. O. S. 23—25, nebst Angabe der Fundorte, und hat auch S. 37—65 die wichtigsten sieben zusammengestellt, nach den Ueberlieferungen, ohne kritische Behandlung der Texte. Die beiden ersten sondern sich, wie Gräze selbst S. 25 anführt, von den übrigen ab, sind nicht nur keine Volkslieder gleich den folgenden, sondern enthalten auch nicht, wie diese, eine Erzählung.¹⁾ Vielmehr bringt das erste ein Gespräch zwischen Tanhäuser und Venus, in welchem jener klagt und Entlassung aus dem Berge begehrt, diese ihn tröstet und die Entlassung unter Versprechungen verweigert, wobei ein steter Gegensatz zwischen Venus, der irdischen Minne, und der von Tanhäuser angerufenen Jungfrau Maria, welche die himmlische Minne vertritt, durchgeführt erscheint; zu einem Resultate kommt es nicht, weshalb Gräze dies Gedicht für ein Bruchstück erklärt, was ich nicht für nothwendig halte, da der Kampf der Gefangenschaft in den Banden der Sinnlichkeit und der Sehnsucht aus ihr hinaus nach dem Himmlischen ein hinreichendes Motiv für ein Gedicht bildet; die Ueberschrift „Tanhäuser im Venusberg“ ist bezeichnend. Doch hat dieses Lied insofern noch Zusammenhang mit den Volksliedern, als auch in ihnen ein ähnliches Gespräch zwischen

¹⁾ Sie stammen aus einer Karlsruher Handschrift und sind, das erste 1453, das zweite in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts geschrieben; jenes ist, wie schon Mone findet, der beide im Anzeiger, 5. Jahrg. S. 167 ff. zum ersten Male bekannt machte, noch aus dem 14. Jahrh.

Tanhäuser und Venus die Hauptsache des ersten Theiles bildet. — Durchaus abweichend aber ist das zweite ¹⁾, welches in keiner nothwendigen Beziehung zu unserer Sage steht. „Tanhusers Tagwise“ (also noch in mittelhochdeutscher Form) überschrieben, enthält es Selbstanklagen des Verfassers wegen seiner Sündenschuld, die durch Weiberschönheit herbeigeführt ist ²⁾, ruft Maria um Erbarmen und Hülfe an, und preist Christi Verdienst und Leiden, durch welche Licht und Tag über die Menschheit gekommen, wonach auch ihm aus seiner Sündennacht nun um so mehr verlangen muss; doch Beichten und Büssen verhilft ihm, dem Teufel einen Schlag zu versetzen und mit Hülfe der Jungfrau aus dem Hag der Hölle zu springen. Weder Venus und Berg, noch Tanhäuser, noch irgend etwas, was auf unsere Sage direkt hinweist, kommt darin vor, und die Beziehung auf sie und Tanhäusers Situation im Venusberge, so dass es als ein Busslied desselben anzusehen wäre, ist daher, wenn auch möglich, doch willkürlich. Es spricht durchweg in der ersten Person, ist lyrisch, wie das erste dramatisch; dass aber etwa der Ritter Tanhäuser es selbst verfasst, lässt sich nicht erhärten. ³⁾ — Die übrigen fünf Lieder nebst den meisten hier nicht abgedruckten stehen alle in innigem Zusammenhange, indem sie, und zwar in den Hauptsachen ganz übereinstimmend (vielfältig sogar bis zur Wörtlichkeit, beziehungsweise als Erneuerung oder Uebersetzung), in Nebendingen mehr oder weniger abweichend, unsere Sage erzählen. Auch in der Form (demgemäss wohl ebenfalls in der Sangweise, die uns erhalten ist ⁴⁾), stimmen sie überein, indem sie alle aus vierzeiligen Strophen bestehen ⁵⁾, nach dem Muster der folgenden Eingangstrophe des Liedes III.:

Nun wil ich aber heben an
 von dem Danhauser singen
 und was er wunders hat getan
 mit Venus, der edlen Minne.

Die zweite und vierte Zeile reimen, wiewol nicht immer vollkommen (namentlich in den erneuerten Texten), die erste und dritte nicht. Von diesen fünf Liedern ist das erste (bei Gräse No. III.) hochdeutsch, unter den vorhandenen wol das Musterlied, oder dem vielleicht verlorenen Musterliede das nächste; es ist das, welches zu Goldast's Zeit überall verbreitet war und gesungen wurde, und aus dem er den Schluss citirt ⁶⁾, der sich in den sonst vorhandenen Versionen (namentlich bei Kornmann) nicht mehr fand. Diese Version schien verloren ⁷⁾, bis sie Uhl and aus einer Handschrift in seinen Volksliedern (Tübingen 1845)

¹⁾ Wenn Mone a. a. O. beide dem Inhalte nach zusammenhängend findet, so erklärt sich das natürlich, indem beide dort zwischen ganz heterogenen Sachen stehen; wenn aber Gräse mit den übrigen Notizen S. 25 der oft citirten Schrift auch diesen Zusammenhang Mone nachschreibt, so hat dies wenig Sinn.

²⁾ „wibe schön hat mich geschand als sy noch gern tätte.“

³⁾ Es wird von Einigen dem Minnesinger Tanhäuser zugeschrieben.

⁴⁾ S. dieselbe in Aufsess Anzeiger 1. Jahrgang (1832) S. 239 (Beilage) und hiernach in v. d. Hagen's Minnesing. 4. Bd., S. 936.

⁵⁾ Das Lied Nr. I. enthält 8zeilige, das Lied No. II. 13zeilige Strophen.

⁶⁾ Goldast Paraenet. p. 371: in carmine de Tanhuser, quod vulgo cantatur et circumfertur §. ult.:
 Da müst er dur den Babst Urban
 Och ewig sin verloren.

⁷⁾ Vgl. Hagen Minnes. IV. S. 420.

I. 2. S. 761 f. drucken liess. Das zweite (No. IV.) ist niederdeutsch, im 16. Jahrh. wiederholt gedruckt, offenbar aus dem ersten entstanden, doch mit geflissentlichen Abweichungen: Tanhäuser ruft hierin nicht die Jungfrau Maria an, sondern an den beiden Stellen, wo dies im vorigen Liede geschieht, Christus; vielleicht walteten hier protestantische Rücksichten ob, womit auch der niederdeutsche Dialekt in Norddeutschland vielleicht in Verbindung steht; wiewol die Verdammnis des Pabstes Urban gerade in dieser Version nicht beibehalten ist, sondern der Schluss dahin abgeändert, dass Tanhäuser noch nach der abermaligen Einkehr in den Venusberg Christus um Erlösung bittet, die ihm auch gewährt wird, während andererseits auch der Pabst für ihn betet. (Vergl. noch unten S. 11). Das folgende (Nr. V.) ist schweizerisch, indem es sich im Entlibuch bis auf unsere Zeit im Munde des Volkes erhalten hat, aus welchem es zuerst von Lassberg in Aufsess Anzeiger (Bd. I. S. 239) bekannt gemacht, dem 13. Jahrhundert zugeschrieben und für älter als III. u. IV. gehalten wurde, von denen es am meisten in dieser ganzen Reihe verschieden ist. Das vierte (Nr. VI.) ist grösstentheils wieder zu III. stimmend, eine Erneuerung desselben Textes, und ausser wenigen unwesentlichen Abweichungen nur im Schluss von demselben verschieden und Nr. V hier folgend.¹⁾ Das letzte endlich (Nr. VII.) ist holländisch; im Ganzen sich an IV. schliessend, nimmt es doch theils Kürzungen vor, theils hat es eigene echt holländische Strophen, die das ganze ins humoristische, drollige kehren, namentlich in dem ihm ganz eigenthümlichen Schluss (vergl. unten Nr. 6). —

Wir lassen nun die Erzählung der Sage folgen, und zwar nur nach dem Inhalte der genannten Lieder, um sie bestimmt von späteren irrthümlichen oder geflissentlichen Zusätzen und Entstellungen frei zu halten. Abweichungen und Erweiterungen der übrigen Erzähler derselben: Kornmann in dem oben S. 5 angeführten Buche, Agricola, Sprichwörter (1529), unter dem Sprichworte Nr. 667: „Du bist der trew Eckhardt, du warnst jedermann,“ und aus und nach ihnen Prätorius in den Blocksbergverrichtungen (Leipzig 1668), Vulpus in H. A. Ottok. Reichard's Bibliothek der Romane (Riga 1782—94) Bd. 21, Nr. 2 (S. 243—256), nachdem schon Bd. 7, S. 94, einen kurzen Auszug gebracht, Gebr. Grimm in den Deutschen Sagen (Berlin 1816—18) Bd. 1²⁾, endlich Gräse in dem anfangs erwähnten Büchlein „aus dem Munde des Volkes“, werden in den Anmerkungen Platz finden.³⁾ —

Tanhäuser⁴⁾ war ein guter Ritter⁵⁾; nur (III.) liess er sich durch seine Lust, Wunderdinge zu

¹⁾ Dieses ist der bei den ältesten Gewährsmännern unserer Sage, Kornmann (s. ob. S. 5), Prätorius u. a., so wie in den meisten Sammlungen von Volksliedern, überhaupt am häufigsten gedruckte Text. Doch scheint Gräse ihn nicht genau nach der Quelle (Kornmann) gegeben zu haben; denn bei Hagen, der dies Lied Minnes. Bd. 4, S. 429 f. bringt, und zwar, nach seiner ausdrücklichen Versicherung, aus Kornmann, ist mehreres in nicht unerheblich abweichenden Formen.

²⁾ Hier im Auszuge aus dem gewöhnlichen Text des Volksliedes.

³⁾ Gelegentlich mag hier noch angeführt werden, dass in unserer Zeit diese Sage von L. Tieck, Romantische Dichtungen Bd. I. S. 423 ff., ferner als Ballade von Ad. Bube (in den Deutschen Sagen), Fr. v. Sallet (in dessen liter. Nachlass), endlich von H. Heine (in den Neuen Gedichten) behandelt ist.

⁴⁾ Oder auch Tanhauser, in der alten Form Tanhüser; niederdeutsch (Lied IV.) Danhueser, und in dem holländischen Liede (VII.) Daniel und Danielken.

⁵⁾ In Reichard's Romanbibliothek Bd. VII., S. 94, in der „Mörin“, heisst er ein Fränkischer Ritter.

schauen, verleiten in den Berg¹⁾ der Frau Venus²⁾ (im Entlibucher Liede V. Frau Frene³⁾) zu ziehen⁴⁾, wo diese mit andern schönen Frauen wohnte. Nachdem er ein Jahr, oder, wie das holländische Lied (VII.) sagt, sieben Jahre in dem Berge verweilt — doch „ein jar war ihnen ein stundi,“ (Lied V.) — stellte sich Ueberdruß und Reue bei ihm ein⁵⁾ und er verlangt in einer längern Unterredung⁶⁾ mit Venus, entlassen zu werden. Venus verweigert dies; sie giebt vor, er habe ihr einen Eid geschworen, was Tanhäuser in ritterlicher Weise in Abrede stellt⁷⁾; sie verspricht ihm eine ihrer Gespielinnen⁸⁾ zum ehelichen Gemahl, die Tanhäuser ausschlägt, entweder, weil er auch durch eine solche Gefährtin der Venus der Hölle verfallen müsste (so scheint es namentlich im III. und ist deutlich im V.), oder weil er sein Seelenheil verscherzt, wenn er eine andere heirathet, als die er im Herzen trägt (VI). Sie erinnert ihn an alles Gute, an alle Liebe, die er hier genossen. Er erkennt und wirft ihr vor, dass sie eine Teufelin sei⁹⁾. In dem Liede I., in welchem dieser Vorwurf nicht geradezu ausgesprochen, sondern nur angedeutet wird, weist sie ihn zurück („nun bin ich nit von dem tewfel hie“); sie sei die Tochter eines erhabenen

¹⁾ s. a. S. 5. Also ohne alle Lokalisierung; nach der mündlichen Sage bei Gräzse S. 8 der Hörselberg. In dem Entlibucher Liede ist sogar anfangs von einem Berge gar nicht die Rede; Tanhäuser geht dort nur, um gross Wunder zu schauen, in den grünen Wald zu den schönen Jungfrauen, welche einen langen Tanz aufführen. Auch wird Venus hier nicht als sein Ziel genannt. Demgemäss braucht er auch keinerlei Urlaub oder Hilfe, um fortzukommen, sondern, nachdem er unter einem Feigenbaum der Frau Frene eingeschlafen, und es ihm im Traum gekommen, dass er von Sünden lassen solle, stand er auf und ging davon. Erwähnt wird der Berg bei der Drohung, dass er sein Schelten entgelten müsse, wenn er in diesen Berg komme. Und erst schliesslich, nach der Verwerfung durch den Pabst, heisst es dann wirklich:

„Danhuser ist in Frau Frenen Bär.“

²⁾ Frau Venussin im Liede VI. Mit Venus, der edlen Minne, heisst es in III.; und edle Frow so zart wird sie ebenda angeredet. Der Begriff edel verliert freilich durch den spätern Vers desselben Gedichts „und spilen der edlen Minne“ etwas an Bedeutsamkeit.

³⁾ Es ist mir nicht bekannt, dass dieser Name so noch ausserdem vorkommt; auch finde ich ihn nirgend angeführt. Die nicht seltene Schreibart Fenus für Venus scheint ihn nicht genug zu vermitteln. Oder liegt hier eine Verwechslung mit Fru Freke vor, die für Frigga, und zwar gerade in den sonst der Frau Holle oder Holda zuertheilten Rollen, allerdings in Niedersachsen, auftritt, worüber Grimm Mythol. S. 193 zu vergleichen? Oder soll es gar wirklich ein besonderer Name für eine eigene Persönlichkeit sein?

⁴⁾ Also ganz aus eigenem Antriebe. Nach der mündlichen Volkssage (vgl. Gräzse a. a. O.) wird er von Venus, welche am Eingange einer Höhle des Berges steht, im Vorübergehen zur Zeit der Dämmerung mit bezaubernder Stimme angerufen und in den Berg gelockt.

⁵⁾ Nach Nr. V. durch einen Traum, s. vorher.

⁶⁾ Diese Unterredung macht in den meisten Liedern einen Haupttheil aus; ja Nr. I. besteht nur in derselben. In Nr. V. dagegen ist sie, der dortigen veränderten Situation entsprechend, nur kurz. (s. o. Anm. I.)

⁷⁾ in V. und VII. ist von dem Eide nicht die Rede.

⁸⁾ In V. bietet sie ihm ihre jüngste Tochter zur Ehe; die ihr in VI. und VII. gespendete Anrede „Jungfrau“ bildet hiemit einen auffallenden Kontrast.

⁹⁾ In Nr. VII. giebt ihr T. diesen Namen auch bei seinem vor dem Pabst abgelegten Geständniss, während übrigens er nur sagt, dass er „bei Venus, einer Frau“ gewesen. — In dem niederdeutschen Liede (IV.) wird ihr die Bezeichnung duevelynne gleich in der Eingangstrophe gegeben. — In Nr. V. heisst nicht sie selbst Teufelin, sondern T. sieht es der ihm angebotenen jüngsten Tochter an den brennenden braunen Augen an, dass sie den Teufel in sich trägt.

Königs über Babalen, Dasgandie und andere Länder, die sie ihm als Lohn für sein ferneres Verweilen verspricht. In den erzählenden Liedern aber erfolgt diese direkte Zurückweisung nicht; sie verweist Tanhäuser nur diese Bezeichnung und droht ihm, dass er sie, wenn er länger bei ihr bleibe (III. IV. VI.), oder aber wenn er zu ihr zurückkehre (V. VII.), entgelten müsse. Doch ist sie beleidigt, und verweigert nun sogleich den Urlaub nicht länger nach der bekanntesten Version (VI.) und im holländischen Liede (VII.); nach zwei älteren Liedern aber erst nach einer durch Tanhäuser erfolgten Anrufung der Jungfrau Maria (III.) oder Christi (IV.)¹⁾; in allen diesen aber weist sie ihn, in Aufrechthaltung ritterlicher Hofsitte, noch an die Greise, um von ihnen Urlaub zu nehmen, und verlangt von ihm, dass er, wo er hinkomme, ihr Lob preisen solle. So schied er wiederum aus dem Berge²⁾ in Jammer und in Reue, und pilgerte mühselig, doch in froher Zuversicht, nach Rom³⁾, um dem Haupte der Christenheit, dem Pabste, seine Sünde zu beichten und Ablass durch ihn zu erhalten. Der Pabst wird auch genannt (III. IV. VI.); er heisst Urban, und zwar (wie III. zum Schluss in der Moral angiebt) Urban der Vierte. — Mit blutigen Füßen zu Rom angekommen, warf sich der Tanhäuser vor dem Pabste auf die Kniee (beides nur in dem Entlibucher Liede V.), beichtete seine Schuld, und bat um Auflegung einer entsprechenden Busse zur Vergebung. Der Pabst aber, der einen dürren Stab in der Hand hielt,⁴⁾ sprach: Wann (VI. VII.; so wenig III. u. V.; IV. hat vermittelnd so) dieser dürre Stab grünen wird (im holländischen Liede: Rosen trägt), sind dir deine Sünden vergeben. Ohne Trost und verstossen verzweifelte er nun an der Gnade, glaubte sich von Maria scheiden zu müssen, und zog wieder in Frau Venus Berg, und zwar für immer, da er dies nun für Gottes Willen hielt (III., VI.); wo er mit Freuden empfangen ward. Hübsch ist der Zug, den die niederdeutsche Redaktion bietet, dass vor dem Eingange in den Berg, durch den er nun auf ewig von der Welt scheiden will, er sich noch einmal umdreht, und Sonne und Mond und seine lieben Freunde segnet; wie er vorher, als er von dem Pabste verstossen wird, noch Christus anruft, dann aber die leidigen Pfaffen verflucht, die Gott eine Seele rauben, welche wohl noch erhalten bleiben möchte.⁵⁾ — Inzwischen

¹⁾ S. o. S. 9.

²⁾ Also offen und ehrlich; die Abweichung in Nr. V. s. S. 10, Anmerk ¹⁾. Ganz anders erzählt Gräsze S. 9; da schlüpft er mit Hülfe der heil. Jungfrau durch ein Ritzlein aus dem Berge.

³⁾ Nach Gräsze a. a. O. geht er vorher von einem Geistlichen zum andern, um Absolution zu erlangen, aber vergebens, indem alle nur den Pabst mächtig erklären, so schwere Schuld zu vergeben.

⁴⁾ So III. IV. V. Nach VI. war es ein weisser Stab. Im holländischen Liede VII. nimmt der Pabst ihn erst behufs seiner Rede, was am natürlichsten scheint, und stösst ihn in die Erde; letzteres sagt auch das niederdeutsche Lied. — Lucas zum Wartburgkriege S. 272 vermuthet, er habe Tanhäusers Pilgerstab genommen, da kein Grund einleuchte, weshalb er einen solchen Stab in der Hand schon gehabt.

⁵⁾ Besondere Bedeutung gewinnt dieser Zug noch durch Vergleichung mit dem oben S. 9 angeführten. — Bei dieser Gelegenheit mag auch eine eigenthümliche Strophe des holländischen Textes angeführt werden, die gleichfalls unmittelbar auf die Verwerfung durch den Pabst folgt:

Hy tooch de Ronsen opt hoghe huis
an drie sijner suster kinder,
die nam hy alle metter hant
ende leidese by Venus sijner vriendinne.

hat am dritten Tage der dürre Stab zu grünen begonnen. Der Pabst sandte Boten in alle Lande, dem verschwundenen die Gnade anzukündigen und ihn zurückzurufen, — die ihn nun aber vergeblich suchten. —

5.

So die Volkslieder und die im Ganzen mit ihnen übereinstimmenden Erzähler, mit einem Worte die eigentliche Tanhäusersage. Anzuknüpfen ist zugehöriges, doch nicht in denselben Rahmen passendes; und zwar zuerst, dass der schwäbische Ritter Hermann von Sachsenheim in seiner 1453 gedichteten „Mörin“, (die Hans Sachs zum Schauspiel verarbeitete), gewissermassen eine Fortsetzung der Geschichte des Tanhäuser giebt, die mit seinem zweiten Verschwinden im Venusberge oben geschlossen erschien. Er erzählt nämlich, dass er, wegen einer Minneschuld durch einen Zwerg in den Venusberg entführt, durch Eckeward (d. i. der treue Eckart, der nach dem Heldenbuche vor dem Venusberge warnend sitzt, wie er auch vor dem wilden Heere wart) von einem Gericht erfährt, welches aus zwölf Rittern und dem Könige, der allerdings „wandelbar“, besteht. Dieser König ist Tanhäuser.

„Er war in diesen Landen fremd
Und kam dorthier aus Frankenland“

erzählt Eckeward. Er ist von der Königin Venus zu ihrem Gemahl erkoren. Der dabei gebrauchte, etwas verächtliche und derbe Ausdruck, der weiter noch durch folgende zwei Verse unterstützt wird:

Als bey einr predig do ein geys,
Also sitzt er hie bei der eh,

begründet sich in der weitern Darstellung, in der Tanhäuser eine ziemlich traurige Rolle spielt, eben die eines von einer Königin genommenen, übrigens unbedeutenden und ohnmächtigen Mannes. Von dem durch ihn und seine zwölf beisitzenden Ritter gegen Hermann von Sachsenheim gefällten Spruche appellirt dieser an Frau Abenteure, welcher dann im Turnier der König Tanhäuser schmähhch unterliegt. — Diese ganze Erzählung ist nicht sowol von Werth als Ergänzung der alten Sage, da sie augenscheinlich nicht auf weitem Quellen, sondern auf blosser Dichtung Sachsenheims beruht; als vielmehr wegen ihrer Auffassung derselben, die zur Orientirung wesentlich beitragen kann; weshalb wir später auf sie zurückkommen. —

Sodann aber nehmen ein Paar Stellen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, welche gegen den mitgetheilten Inhalt unserer Sage sich anscheinend in Opposition stellen.

Die eine ist bei Wolfgang Heider, Orat. 28 (um 1580), nach welcher sich Tanhäuser weniger im Dienst der Venus, als des Mars befunden hätte, indem er dem Pabst nicht seinen Aufenthalt im Venusberge, sondern seine „Kriegsbübereien“ beichtet¹⁾. Stände dieser Anspruch ganz vereinzelt da, so wäre auf ihn nicht viel zu geben; ja man könnte sich versucht fühlen, an ein missverstandenes militia, welches etwa ein lateinischer Erzähler nach dem Vorgehänge des Horazischen „et militavi non sine gloria“ (Od. III. 26, 2) von dem Dienste unter den Fahnen der Liebesgöttin gebraucht hätte, zu denken. Aber in Verbindung mit der gleich anzuführenden Stelle des Aventin gewinnt jene für die Erforschung des sagenhaften Tanhäuser Bedeutung.

Der bairische Geschichtschreiber Johann Turnmayr von Abensberg, genannt Aventinus

¹⁾ Auch von Prätorius S. 17 angeführt. S. Hagen Minnes. IV., S. 430.

(1466—1534) sagt aber in seiner Chronik, S. 62 der Ausgabe von 1672, folgendes¹⁾: „Und ich find, dass dieser Zeit die Teutschen und ihre verwandten Asiam überzogen haben, mit dem König, den die Gothen und Teutschen Danheuser, im Griechischen Thananses genannt, für einen Gott in Siebenbürgen angebetet haben, dergl. die obgenannte Kriegsfrauen²⁾ Königin Fraw Schmirein.“ — Und ferner: „Von obgenanntem Helden und Herrn, dem Danheuser, und seiner reiss, singen und sagen noch viel unsere Teutschen; man heisst noch die alten Meistergesäng von ihm Sprichwortsweiss der alt Danheuser. Etliche alte Römer, vorauss Wolfram von Eschenbach, der Cluser und der Schaber, und etliche dergleichen mehr, so bei dem Frauenzimmer verwandt gewesen, haben den Frauwen wol dienen und kurzweil wöllen machen, haben der alten Teutschen Herrn und Fürsten thaten, Reiss und Chronica, in Bulerey verkehrt, haben gemacht und gedicht, wie solchs blutvergiessen, mühe und arbeit, nicht von Kriegs wegen, das denn den Weibern nicht fast lustig zu hören ist, sondern auss lieb umb der Frauwen und Jungfrauwen willen geschehen sey: dergleichen thut Vergilius mit der frommen Frauwen Dido und Aeneas, wie denn auch angezeigt wirdt im Teutschen Tito Livio, im andern theil der Römischen Historien, Also ist auch dem Danheuser geschehen, der ein grosser Held und Krieger gewesen, ist mit den Teutschen Kriegsfrauwen biss an Egypten durch Asien und Syrien gereisst, und wie ich oben angezeigt hab, ist er von den alten Griechen, unsern Vorfahren für einen Gott hernach, dem die Schlüssel des Himmels befohlen gewesen, und besondern Nothhelfer, geehrt und angerufft worden.“ — Gräze nennt diese ganze Stelle „merkwürdigen Unsinn.“ Aber wenn auch Aventin seiner Geschichtschreibung theilweise sogar spätere Meistergesänge zu Grunde legte, und Gervinus (Gesch. d. deutschen Lit. I., S. 22, — 28 der 2. Aufl.) ihm vorwirft, sie daraus und aus Tacitus „zusammengestoppelt“ zu haben, so wird seinen Werken andererseits doch auch das Lob, sich durch Forschung auszuzeichnen (s. z. B. Schäfers Handbuch I. 227) nicht versagt, und er steht bei den Historikern durchaus in Ansehen. Jedesfalls dürfte dadurch doch Vorsicht bei der Aburtheilung seiner Anführungen empfohlen sein. Unter allen Umständen sind sie für die Auffassung der Stoffe im poetischen Lichte jener Zeit von hoher Wichtigkeit, und keinesweges möchte ich das harte Prädikat „Unsinn“ für den gesammten Inhalt der mitgetheilten Stelle gelten lassen. Zunächst muss man allerdings den Namen „Römer“ nicht so scharf nehmen, wie wir es gewohnt sind, sondern in einem sehr ausgedehnten Sinne, der missbräuchlich in jener Zeit nicht selten ist. Aehnliches ist wol in Betreff der andern Völkernamen, Griechen und Gothen, zu beobachten. Dann aber muss man nicht übersehen, dass die Stelle mit einem „Und ich find“ anhebt, wodurch eben Sagen, ohne historische Beglaubigung, angedeutet werden sollen. Nachdem nun diese verworrenen Sagen über Tanhäuser mitgetheilt sind, folgt eine längere Stelle mit sehr klarem Sinn, indem der Chronist den Grund der Entstellung ächter Heldenerzählungen in galante Liebesgeschichten, gewissermassen eine Entstehungstheorie für die erotischen Romane und Märchen jener Zeit, aufstellt, durch welche denn auch die Erzählungen von Tanhäuser geläutert und der sie überwuchernden Liebesgeschichte entkleidet werden sollen, um in ihm einen weitziehenden Kriegshelden zu erkennen. Bedeutsam ist, dass er den Zug mit deutschen Kriegsfrauen unternommen habe. Dass er für einen Gott mit den Schlüsseln des Himmels angesehen worden, könnte auf Tanhäusers Königthum im Venusberge bei Hermann von Sachsenheim gehen. Denn dass Aventin auf diesen

¹⁾ Mitgetheilt von Hagen a. a. O. S. 431, und nach ihm von Gräze S. 28 ff.

²⁾ Amazonen, erklärt Hagen.

Rücksicht genommen, zeigt die einige Seiten später folgende Stelle von Eckart: „Den haben die Alten für einen Richter unter das Thor der Hellen (s. v. a. Hölle) gesetzt, der die Leut gewarnt und gelehrt, wie sie sich in der Hell sollen halten, ist noch ein Sprichwort als der Troisch Heccard“, — indem sie auf die Weisungen deutet, welche in der Mörin, wie oben angeführt, Eckart dem Dichter ertheilt. Diese Stelle ist noch in doppelter Beziehung belehrend. Erstens nämlich zeigt sie beispielsweise, wie der Ausdruck die Alten gebraucht wird, unter denen, namentlich nach unserer Auffassungsweise, man Griechen und Römer zu verstehen pflegt; so dass auch leicht ein andermal wirklich Griechen oder Römer dafür geschrieben werden konnte. Zweitens in Betreff der Verwechslungen und Vermischungen durch Ungenauigkeit in den Namen. Der treue Eckart wird nämlich mit dem Trojaner Hector identificirt. Ist dies nun vollkommen grundlos, oder können wir den Hergang einsehen? Wir können ihn einsehen. Zuerst ist hier zu beachten der Anklang Hec-tor an das Thor des Venusberges, vor welchem Eckard sitzt, welches zugleich das Höllenthor sein muss, da es zu einer heidnischen Göttin führt — wodurch dann Eckard weiter zu einem der Höllenrichter befördert wird. Dann kommt die Aehnlichkeit der Namen selbst, bei Unbestimmtheit des Hauses, Eckart oder Heccard mit Ector oder Hector; — wie auch der nordische Gott Thor (Aku-Thor d. i. Wagen-Thor) mit Hector vermischt wird. Ins letzte Stadium tritt die Gleichsetzung durch das Epitheton „der treue“, welches ungenau gesprochen und selbst geschrieben der troie, geradezu den Trojaner giebt; denn dafür wird, wie unmittelbar darauf bei Aventin selbst, auch der Troie geschrieben. — Demgemäss sind die in der frühern Stelle vorkommenden Namen aufzufassen und schon sonst aufgefasst. Die Königin Schmirin hat man Semiramis, den Cluser Klinsor, den Schaber Schreiber zu deuten versucht. — Die Worte: „man heisst noch die alten Meistergesänge nach ihm Sprichwortsweiss der alt Danheuser“ bedürfen insofern der Berichtigung, als nicht Meistergesänge überhaupt, sondern nur eine bestimmte Art, die in einem von dem Minnesinger Tanhäuser herführenden Tone verfasst war, diesen Namen führte (vergl. Hagen Minnes. IV. S. 433). —

6.

Bei der Behandlung einer Sage pflegen ähnliche Sagen mit ihr verglichen zu werden. Auch Gräse widmet in seiner Schrift über die Tanhäusersage den „verwandten Sagen“ das dritte Kapitel. Bei ihrer grossen Beliebtheit und Verbreitung — kaum irgend eine andere kann sich in dieser Beziehung mit ihr messen — konnte es ihr eben so wenig an Variationen fehlen, für verschiedene Personen und Gegenden eingerichtet, als wenigstens früher einer recht beliebten Melodie an Variationen für verschiedene Instrumente; wiewol man auch nicht glauben darf, dass jede ähnliche Sage mit ihr in ursächlichem Zusammenhange stehe, indem verschiedene Zeiten und Völker nachweislich ähnliches ganz unabhängig von einander hervorgebracht haben; gerade wie zuweilen zwei zum Verwechseln ähnliche Menschen nicht mit einander verwandt sind. Wir aber haben keine Veranlassung, dieses Gebiet zu betreten; es würde uns vom Fortschreiten zu unserm Ziele auf Seitenwege ablenken. Wer von jenen verwandten Sagen Kenntniss zu nehmen wünscht, den verweisen wir auf das genannte Kapitel bei Gräse, wo auch die, auf welche J. Grimm in seiner Mythologie aufmerksam gemacht hat, nicht fehlen¹⁾.

¹⁾ Nur einer möge hier Erwähnung geschehen, weil sie nicht sowol ähnlich, als vielmehr grösstentheils identisch mit der Tanhäusersage erscheinen muss. Es ist die von Schreiber in

Wichtiger und nicht von der Hand zu weisen ist, da sie sich auf unsere Sage selbst bezieht, die schon früher angeregte Frage nach ihrer Tendenz. J. Grimm (deutsche Mythologie 1. Ausg. S. 524) fasst dieselbe in folgende Worte: „eine der anziehendsten Sagen des Mittelalters, in welcher die Sehnsucht nach dem alten Heidenthume und die Härte der christlichen Geistlichkeit rührend geschildert wird“. Ohne Widerspruch muss der zweite Theil dieser Bestimmung anerkannt werden, ohne dass gerade die Betonung auf das Epitheton „christlichen“ zu fallen braucht. Das that schon Goldast, indem er (Paraenet. S. 371), von dem Volksliede, für dessen Urheber er den besungenen selbst hält, sagt: „contra papam steterat, in hujusque contumeliam carmen hoc videtur composuisse“. — Der Beweis hiefür ist theils ein innerer, d. h. eigentlich der ganze Inhalt der Sage, theils ist er äusserlich in den Volksliedern zu finden, welche bei allen oft sehr charakteristischen Abweichungen und Eigenthümlichen in dem, was nicht zu dem Hauptfaden der Erzählung gehört, worin man verschiedene Parteistandpunkte erkennen könnte (vergl. o. S. 8 u. 9), fast sämmtlich ihre Unzufriedenheit mit Geistlichkeit und Pabst (mit diesem hauptsächlich) mit klaren Worten mehr oder minder heftig aussprechen; ähnlich wie man es sonst, besonders zur Zeit der Hohenstaufen bei ghibellinischen Minnesingern und zur Zeit der Reformation in protestantischen Volksliedern, findet. Dass sie mit den letztern gleichem Zwecke dienten, beweist der Umstand, dass sie gerade in der Reformationszeit in unzähligen fliegenden Blättern wieder und wieder abgedruckt wurden. Da heisst es am Schlusse des einen (VI.):

Das soll nimmer kein Priester thun,
Dem Menschen Misstrost geben;
Will er denn Buss und Reu empfahn,
Seine Sünde seyn ihm vergeben;

oder ähnlich, aber mit ausdrücklicher Nennung des Pabstes, in einem andern (V.):

Drum soll kein pabst, kein kardinal
kein sündler nie verdammen;
der sündler mag sein so gross er wil
kann gottes gnad erlangen;

oder mit Nennung des Pabstes und anderer Wendung schliesst ein drittes nach Goldasts Anführung (Paraen. S. 371):

da müst er dur den Babst Urban
öch ewig sin verloren,

wozu Goldast die Bemerkung macht: „vulgo legitur für den Babst sensu improbo“; — ja es findet sich sogar, indem man den Pfeil auf den Schützen prellen lässt, der Schluss in dem jetzt bekannten Text dieses Liedes (III.) so:

des (s. v. a. desshalb) muoss der vierde bapst Urban
auch ewig sein verloren.

seinem Taschenbuche für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland, Freiburg 1839, (S. 348 ff.) und nächst dem von Gräze (S. 14 u. 15) mitgetheilte Sage von dem Venusberge bei Ufhausen unweit Freiburg, die sich mit einem Besitzer der Schneburg zugetragen habe. Nur dass hier der genannte bei der Heimkehr sich in den seitwärts offenen Eingang zu Pferde sitzend gestürzt, dass der Stab des Pabstes nach zwei Jahren Rosen getragen, und dann Nachgrabungen angestellt worden, bei welchen man den unglücklichen zwar todt, aber noch zu Pferde sitzend, gefunden.

Die niederdeutsche Bearbeitung (IV.), welche vielleicht Gründe hatte, keinen direkten Angriff auf den Pabst zuzulassen, und den Schluss daher so gestaltet:

De Pawes bedroeuede sick gantz s'er,
he hefft geb'eden alle stunde,
Godt wyl erfuellen Danhuesers beg'er
und verg'euen 'em syne suende,

hat dafür gleichsam als Ersatz den bereits oben (S. 11) angeführten, gegen die Pfaffen geschleuderten Fluch, wodurch nach dem Zusammenhange doch nur wieder der Pabst getroffen wird:

vorfloeket syn de leydygen papen,
de my tho der helle schryuen,
Se wyllen Gade (d. h. Gotte) eyne szele berouen,
de wol moeschte beholden blyuen.

Indessen ist es nicht unmöglich, auch der Schlussstrophe einen bitteren Beischmack zuzutrauen. — Nur das holländische Lied (VII.) hat keine derartigen Worte. Aber es wirkt vielleicht noch drastischer durch seine spöttische letzte Strophe:

Mer die dit liedeken eerstwerf sanc,
sijn herte lach hem in dolen,
hy was liever in Venus bedwanc
dan in helse scholen. —

Ohne diese Tendenz, die namentlich in manchen Epochen das Interesse eines grossen Theils der Nation in und ausserhalb der Gränzen Deutschlands in Anspruch nahm, wäre auch die ungemaine Verbreitung dieses Liedes kaum zu erklären, da man wol nicht behaupten wird, dass sein Stoff allein so überwiegenden Beifall errungen habe.

Weniger unzweifelhaft ist der erste Theil der von Grimm ausgesprochenen Tendenz, die Sehnsucht nach dem Heidenthume. Mone bestreitet sie. Tanhäuser, sagt er, sehnt sich nach der Oberwelt aus dem heidnischen Aufenthalt zurück, nicht nach diesem, in den er sich nur von Verzweiflung getrieben wieder begiebt. Dies ist zwar richtig, aber nur äusserlich geurtheilt; T. darf nicht als der Träger der Gefühle angesehen werden, welche die fühlten, die diese Lieder dichteten und sangen. Eine solche Sehnsucht nach dem Reiche heidnischer Gottheiten musste sich verstecken. Sie that es, indem sie strenge Strafe dazu malte, den Teufel, nach Schillers „Kunstgriff“. Man erwäge die Parallele: T. ist einmal vom Christenthum (moralisch nämlich) abgefallen: er fühlt die bitterste Reue, doch wird er von dessen Vertretern für immer verstossen. T. fällt von Venus, der heidnischen Gottheit, ab; er schmähete sie; nur nothgedrungen und ein verstossener kommt er wieder zu ihr, ohne inzwischen nach ihrem Verlangen ihr Lob verkündet zu haben: und sie nimmt ihn mit liebenden Armen wieder auf: — Grimm's Ausspruch hat viel für sich. Und dieses gewinnt vielleicht noch um ein wenig, wenn man folgende Uebersetzung hinzufügt. Dass im deutschen Volke die Sehnsucht rückwärts nach dem heidnischen Kultus bis in die neue Zeit Spuren hat, zeigen unsere Dichter bis auf Göthe und Schiller, jener objektiv aus alter Zeit in seiner „ersten Walpurgisnacht“, dieser subjektiv aus der Neuzeit in den „Göttern Griechenlands.“ Ist nun Tanhäuser eigentlich etwas anderes, als die verkörperte erste Strophe des letztgenannten Gedichts, die ihr ganzes Verlangen nach den schönen Wesen aus dem Fabelland in dem sehnsüchtigen Ausrufe „Venus Amathusia“ zusammenpresst? Erinnern wir uns hiebei, dass in dem ältesten unserer Tanhäuserlieder Venus „edle Minne“, „edle Frau“ genannt, überhaupt durchaus mit Achtung behandelt wird. Und wenn es auf Verwirklichung

dieser Sehnsucht ankam, die mehr als die Sehnsucht selbst sich zu verstecken hatte, so konnte der Göthische Vers aus der ersten Walpurgisnacht „Der Wald ist frei“ die Frage beantworten. Es hängt also der Aufenthalt im Walde — den ein von der menschlichen, bürgerlichen, mithin in einem christlichen Lande auch von der christlichen Gesellschaft ausgeschlossener oder sich ausschliessender wählt — mit dem Hinstreben zu heidnischem Dienst zusammen. „Tanhäuser“ nun bedeutet „einer, der im Walde haust“ — denn Tan ist Wald, Tannenbaum der Waldbaum κατ' ἐξοχήν, — und somit wäre der Tanhäuser schon durch seinen Namen gleichsam als allegorische Person für den Dienst der heidnischen Venus gekennzeichnet ¹⁾. Und dass dies nicht nur eine in der Sage gewissermassen vergraben liegende Idee, sondern auch zum Bewusstsein des Volksliedes gekommen, zeigt die merkwürdige Eingangstrophe des noch jetzt im Entlibuch lebenden Textes:

Wele (d. h. wer) gross wunder schauen wil
 der gang in grünen wald usse;
 Danhuser war ein ritter guot,
 gross wunder wollt er schauen.
 Wan er in gruenen wald usse kām
 zu dene schönen jungfrauen

u. s. w.

2.

Hiedurch sehen wir die Sage gleichzeitig abgerundet und innerlich begründet; einen Mythos, dessen Träger eine dunkle Person und eine phantastische Oertlichkeit; ja in letzter Instanz, dem aus der Geschichte der Poesie bekannten tendenziösen Zuge folgend, beide, Person sowol als Oertlichkeit ²⁾, allegorisch deutbar. — Aber sie kann trotz dem nicht in der Luft schweben. Eine ächte Volkssage ist einem Baume gleich; aus kleinen Anfängen emporwachsend, in der Jugendzeit verpflanzbar, so wie Reiser zu Erziehung eigener Abzweigungen hergebend, andererseits vor zudringlichen Wucherpflanzen so wenig sicher als vor absichtlichen, angeblich verfeinernden Aufpfropfungen, entfaltet sie sich unter günstigen Verhältnissen allmählich zu herrlicher Pracht und trägt reizende Blüten der Poesie und nützliche Früchte der Moral. Dann denkt man nicht mehr an die Wurzeln, die unsichtbar im Boden der Wirklichkeit leben, je länger desto tiefer, aus denen der ganze Baum erwachsen ist, und zwar, je schöner, je üppiger und ausgebreiteter, desto gewisser ein Eingeborener des Landes, in dem er lebt und natürlich fortwächst, während ein künstlich verpflanzter beschränkt auftritt, nur bei besonderer Pflege gedeiht, und wenn dieselbe aufhört, auch gewöhnlich abstirbt.

Also auch unsere Tanhäusersage; auch sie ist offenbar aus dem Boden des wirklich geschehenen hervorgewachsen, und zwar, nach ihrem wunderbaren Gedeihen in unserm Vaterlande zu urtheilen, gewiss nicht ausserhalb desselben.

Dies letzte haben — denn indem wir uns jetzt diesen Wurzeln unserer Sage zuwenden, wollen wir zuerst das bemerkenswerthe, was bisher darüber aufgestellt ist, kurz betrachten — diejenigen

¹⁾ Merkwürdig stimmt hiezu die oben S. 7 angeführte Benennung des Kupido: Waldschälklein.

²⁾ S. o. Nro. 3.

übersehen, welche die Tanhäusersage für einen Nachwuchs antiker Sagenstoffe hielten, wobei sie überdies den Namen Tanhäuser keiner Beachtung werth hielten. So namentlich Mone (Ald. Anzeiger Bd. V. S. 167), der unsere Sage auf die Erzählung von Odysseus und Kalypso zurückführen will, wobei denn freilich um die abermalige Rückkehr zu erklären, die bei Odysseus nicht vorkommt, Orpheus zu Hilfe genommen wird. Ihm beizustimmen fällt wol jetzt Niemand mehr ein, und es bedarf daher keiner weitern Widerlegung. Uebrigens wird auf diesem Wege auch nur eine relative, keine absolute Basis angestrebt.

Von der Verirrung auf fremdem Boden bewahrt haben sich andere, oben bei der Besprechung des Venusberges berührte Erklärungen, welche zunächst nur das Sachliche der Sage auf die Basis des möglicher Weise wirklich geschehenen zu stellen suchen, wobei man die Person des Tanhäuser vorerst auf sich beruhen lässt. Doch ist gerade die neueste unter ihnen am wenigsten brauchbar. Nach Mannhardt ¹⁾ war der Sinn des Verweilens im Venusberge „gestorben sein“. Demgemäss würde die Erzählung von Tanhäuser in die Kategorie derjenigen Sagen fallen, in denen Personen zweimal sterben, indem sie zum ersten Male vom (Schein-) Tode ins Leben zurückkehren. So weit ganz schön; aber nun führe man diese Erklärung in die ganze Sage ein, und man findet leicht, dass sie nicht probenhaltig ist: was hat denn Tanhäuser daran verbrochen, wenn er nun einmal gestorben und wieder aufgelebt ist, dass er, um Absolution zu erlangen, nach Rom pilgern muss, und gar so schweres verbrochen, dass der Pabst die Absolution versagt, und ihm nichts anderes übrig bleibt, als noch einmal zu sterben? Auch die übrigen Einzelheiten wollen sich mit dieser Deutung nicht im mindesten vertragen. Der Erfinder derselben scheint, obgleich er sowol an dieser Stelle als auch später (S. 344 derselben Schrift) den Tanhäuser und seinen Aufenthalt im Venusberge erwähnt, doch an die Sage nicht weiter gedacht zu haben. Auch wird zur Orientirung über seine Person nichts beigetragen.

Vernünftiger ist die ganz einfache und nahe liegende Erklärung Goldast's ²⁾, nach welcher der Ritter Tanhäuser ein ausschweifendes, lasterhaftes Leben geführt hat, und, da ihm, dem Reuigen, die Absolution vom Pabste verweigert wird, zu demselben lasterhaften Leben zurückkehrt, indem er sich nun doch einmal zur Hölle verdammt glaubt. Freilich wird dadurch die Sage ganz verflacht, und, was namentlich hervorzuheben, unerklärt bleibt dann die Verstossung durch den Pabst, zumal nach solcher Reue und Busse; nicht einmal die Pilgerung nach Rom dürfte hier recht motivirt sein; die Sünde scheint dazu nicht exquisit genug. Die Identität des Ritters Tanhäuser mit dem Minnesinger wird hier übrigens noch als selbstverständlich voraus gesetzt.

Am brauchbarsten unter dem vorhandenen bleibt, was Gräze in dieser Beziehung beibringt, im wesentlichen darauf beruhend, dass die doppelte Einkehr des Tanhäuser in den Venusberg zwei verschiedene Deutungen erhält. Zuerst nämlich ist es, wie bei Goldast, ein lasterhaftes, ausschweifendes Leben, das er nach Jahr und Tag bereut; nach versagter Absolution mochte er sich selbst, verzweifeln gleich dem Schneburger (vergl. ob S. 14 u. 15 Anm.) den Tod gegeben haben, worauf denn das Volk etwa sagte, dass er nun wieder zur Frau Venus zurückgekehrt, die er ja, als heidnische Göttin, nach dem damaligen Volksglauben, in der Hölle, in welche er,

¹⁾ S. o. S. 6 nebst Anm. ¹⁾.

²⁾ S. wegen dieser und der folgenden Erklärung S. 6.

der Absolution baar und als Selbstmörder auch kommen musste, wieder fand; — woraus eben die Volkstradition leicht entstehen konnte. — Da aber der erste Theil nicht anders als bei Goldast zu stehen kommt, so gilt der dort gemachte Einwand auch hier. Das sah Gräse offenbar selbst ein; darum substituirt er in der erklärenden Paraphrase einen Priester, und zwar „einen harten Priester“ für den Pabst. — In Betreff des Verhältnisses zum Minnesinger bemerkt derselbe (S. 29) folgendes: „Wer unser Tanhäuser eigentlich wirklich gewesen, darüber wird wol nimmer eine bestimmte Gewissheit erlangt werden können, jedoch ist es nicht unwahrscheinlich, dass er mit dem gleichnamigen Minnesinger, dem Tanhuser, eine und dieselbe Person ist.“ Und nach S. 22 „bleibt nun immer noch übrig zu beweisen, wie der Tanhäuser (d. h. hier also der Minnesinger T.) in die Fabel hineingezogen ist; was Gräse durch des letzteren unstetes Umherziehen als Minnesinger, sein vermuthlich damals ziemlich berühmtes üppiges Leben und endlich sein plötzliches (?) Verschwinden, ausserdem S. 20 auch noch durch die schon früher, und namentlich auch von Hagen (Minnes. IV. S. 429) angeführten Punkte: die Sinnlichkeit seiner Minnelieder und durch seine konsequente Parteinahme für die Hohenstaufen gegen den Pabst, bei dem Zutreffen der Zeitbestimmung, zu erklären sucht.

Doch sehen wir selbst zu, indem wir, unserm Plane gemäss, jetzt den Minnesinger Tanhäuser näher betrachten. —

S.

Als Quelle stehen hier fast einzig die unter dem Namen des Tanhäuser aufbewahrten Minnelieder da. Was sonst über den Dichter erwähnt wird, ist ganz spärlich. Es beschränkt sich darauf, dass

- 1) ein Paar Stellen ihn unter den unmittelbaren Nachfolgern der zwölf alten Meister, welche nach einer Tradition den Meistergesang erfunden hätten, nennen. Ein Meistergesang des 15. Jahrhunderts „Die zwölf alten Meister im Rosengarten“ (s. Hagen Ms. Th. IV. S. 887) nennt ihn als vierzehnten, also als zweiten nach den zwölf, vor dem Meissner und Neihart, die den Schluss bilden; und Valentin Voigt, Bürger zu Magdeburg (s. ebenda S. 892) im J. 1558 führt ihn unter einer grössern Zahl ziemlich auf der Grenze der bekannteren und unbekannteren auf;
- 2) eine seiner Weisen sich unter dem Namen „des Danheusers Hofton“ bei den spätern Meistersängern erhalten und nicht selten gebraucht worden.

Ausser diesen wenigen Zeugnissen bleiben wir also auf seine Gedichte angewiesen, deren wir zwar nicht sehr viele, aber doch mehr als von den meisten kleinern Minnesingern übrig haben, der Art, dass in der sogenannten Manessischen Sammlung in Paris, dem vornehmsten Hort deutschen Minnegesanges, unter 140 Dichtern, die sie enthält, nur von zehn Dichtern mehr, von zweien ungefähr eben so viel aufbewahrt ist. Sie enthält von ihm, der in der Reihe ihrer Dichter der 90ste (nach ihrer falschen Bezifferung der 79ste) ist, 16 zum Theil ziemlich lange Nummern (nicht 15, wie Gräse S. 31 zählt), und ist zugleich als einzige Quelle für dieselben anzusehn, da die in Bremen aufbewahrte Goldastsche Abschrift nur aus ihr kopirt ist. Ausserdem enthält noch ein Lied von ihm, und zwar mit der Sangweise, eine andere Liederhandschrift, die Jenaer (beiläufig gesagt die grösste altdeutsche Handschrift), die meistens jüngere Minnesinger vereinigt; dieses Lied findet sich wiederum sonst nirgend. Noch standen Gedichte von ihm in einer Kolmarer Liederhandschrift, die 1789 entdeckt, später wieder verschwunden ist, ohne dass von Tanhäuser aus ihr näheres bekannt geworden. Man kann übrigens schliessen, dass

die Lieder des Tanhäuser nicht zu den am meisten verbreiteten gehörten. Eine besondere Ausgabe ist unserm Dichter noch nicht geworden; seine Lieder finden sich zusammen in den Sammlungen der Minnesinger, namentlich dem grossen, vier Quartbände umfassenden Werke von Friedrich Heinrich von der Hagen, Leipzig 1838. In Lesebüchern, Auswahlen und dergl. wurde er früher nicht berücksichtigt. So steht in dem berühmten Lesebuche von W. Wackernagel nichts von ihm; nichts selbst in Sammlungen, welche nur den Minnesingern galten, z. B. noch der Hüppeschen von 1844. In neuerer Zeit hat sich die Aufmerksamkeit ihm mehr zugewendet — vielleicht in Folge des Wagnerschen Werkes; das Jahr 1844 scheint hier den Wendepunkt zu machen. Die deutsche Literaturgeschichte in Biographien und Proben von G. und F. Scholl, die 1844 in zweiter Auflage erschien, enthält von ihm einen Leich; die Auswahl der Minnesinger von Volckmar, 1845, (Bd. 15 der in Quedlinburg erschienenen Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur) deren drei. Neuerdings hat man denn auch angefangen, einzelnes von ihm zu übersetzen, während ehemals unter mannichfachen Versuchen dieser Art er immer leer ausging; so Karl Simrock ein Lied in seinem „alsdeutschen Lesebuch in neudeutscher Sprache“, 1854, und Georg Weber eine Strophe in seinem „Lesebuche zur Geschichte der deutschen Literatur“, 1856. —

Aus diesen Liedern hat, unter gelehrter Anwendung historischer Hülfsmittel, v. d. Hagen in seiner Weise eine Geschichte des Lebens und Dichtens unseres Tanhäuser entwickelt (Bd. III. S. 421 ff. des gedachten Werkes), wie er es auch bei allen übrigen Dichtern der Sammlung gethan. Einen kurzen Auszug daraus theilt Gräze in einer Anmerkung zu der mehrfach erwähnten Sage (S. 29 und 30) mit. Jene Lieder dienen nun auch mir zur Grundlage der folgenden Darstellung, wobei von Hagens Ermittlungen so viel als nöthig aufgenommen werden wird.

Zuerst der Name. Es findet sich nur der Zuname, und zwar in zwei Formen: im Dichterverzeichnis und der Ueberschrift Tanhuser¹⁾, in den Gedichten, in denen er sich öfters nennt und anredet, Tanhusaere (mehrmals im Reime: I, 25; IV, 27; V, 30; XIV, 5). Diese doppelte Form, die oben angeführte Deutungsfähigkeit, die Anwesenheit des Artikels, die Abwesenheit des individualisirenden Vornamens geben ihm einen Charakter, der den Gedanken an vorhandene Pseudonymität, und mit ihr die Gefahr zulässt, in dem Nebel, mit welchem sie die bezeichnete Person umzieht, diese zu verkennen. Dieser Gefahr ist Lucas erlegen. „Hatte sich nun“, sagt er in der früher genannten Schrift (S. 270) „ein deutscher Dichter des 13. Jahrhunderts bewogen gefunden, seine Dichtungen mit dem allegorischen Namen des Tanhäusers zu bezeichnen . . .“; und das Resultat seiner Betrachtung ist das oben (S. 5) mitgetheilte, dass unter dem Namen des Tanhäuser Heinrich v. Osterdingen, der Held des Wartburgkrieges, verborgen sei. Die Dichtkunst, die Aeneas und Dido mit Ehren zu Zeitgenossen machen konnte, durfte dies auch mit Tanhäuser und dem Wartburger Sängerkriege thun. Aber dem Kenner der deutschen Literatur und der Geschichte durfte dies nicht begegnen. Denn der Sängerkrieg fällt nach den Chronisten in die Jahre 1206 bis 1211 (nach einer Meldung sogar 1200²⁾; die Tanhäusergedichte aber weisen ihren Verfasser, wen man auch dafür halten mochte, sowol durch ihre eigene Farbe, als die Chronologie des Inhaltes, entschieden in die Mitte und zweite Hälfte des 13ten Jahrhunderts,

¹⁾ In dem Jenaer Manuscript Tanuser.

²⁾ Mönch von Pirna, bei Mencken II, 1458. 1502. Vgl. Koberstein über den Wartb. Krieg S. 9 und 65.

wie sich bald zeigen wird.¹⁾ Doch dies kann als abgethan betrachtet werden. Und im Gegensatze zu dieser pseudonymen Auffassung nehmen wir weiter keinen Anstand, den Namen Tanhäuser als einen wirklichen Eigennamen anzusehn, da derselbe als der Name eines verbreiteten ritterlichen Geschlechtes schon frühe durchaus bekannt und in Urkunden hinlänglich beglaubigt ist. Und wohin würde man auch kommen, wollte man an der Aechtheit aller deutschen oder auch fremden Namen zweifeln, die einen appellativen Sinn haben! Die Abschwächung der mittelhochdeutschen Masculin-Endung aere in ere oder er ist durchaus sprachgemäss und wechselt auch bei Appellativen. Diese Endung ist ausserdem gebräuchlich genug, um bei vorstehendem Artikel adliche Geschlechtsnamen auszudrücken; so findet sich bei Tanhäuser selbst wie bei Walther der Bogenaere, zur Bezeichnung des Grafen von Bogen, d. h. Katzenellenbogen; ein Brabandaere s. v. a. ein Herr von Brabant, Heinrich der Mizenaere, Heinrich von Meissen. Also ist der Tanhusäre der Herr von Tanhusen. Es ist demnach der Geschlechtsname auf den Ortsnamen Tanhüsen zurückzuführen, der, wie viele Ortsnamen, die Form des lokalen Dativs zeigt²⁾ und dem neuern Namen Waldhausen entspricht, jedoch auch in der alten Form sich noch findet, z. B. Tanhausen im schlesischen Waldgebirge. Oerter dieses Namens gab es ehemals vielfach in verschiedenen Gegenden, wie denn auch die nach diesen ihren Sitzen benannten Familien in verschiedenen Gauen vorkommen.

Am bekanntesten ist das freiherrliche Geschlecht von Tanhusen, auch Thanhusen oder Tanhusen und Tanehusen geschrieben, in Salzburg und Baiern; Salzburgerische Erbtruchsesse, seit der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts (um 1140) auftretend, im 16. Jahrhundert Steirische Erbjägermeister, im 17. Jahrhundert zu Grafen erhoben, aber in demselben Jahrhundert austerbend. Diese würden eine Anlehnung an den bairischen Ort Tunihusen oder Tanhusen gewähren, der sich in Urkunden von 1160 und 1257 findet. Aus den in Urkunden genannten Gliedern der Familie hebe ich nur den ersten, Heinrich von T. um 1138—47 heraus, dann aus dem 13. Jahrhundert Ulrich 1242 zu Regensburg, Herrmann 1243, Gottfried 1275 (Salzburgerischer Burgvoigt in Friesach), Friedrich 1280 (Burghüter zu Tumstau). Ihr Wappen ist im wesentlichen eine goldene Greifenklaue auf dem gekrönten Helm im schwarzen Schilde; in dieser Einfachheit (nach Siebmacher) ursprünglich bei den bairischen Tanhusen. In dem zusammengesetzteren Wappen der freiherrlichen T. findet sich jene in dem 1. und 3. Felde des viertheiligen Schildes und an dem Adlerflügel des Doppelhelmes; die zwei übrigen Schildfelder sind senkrecht getheilt mit einem Sparren. Hiemit stimmt das Siegel eines österreichischen Freiherrn Friedr. Wilh. von T. 1481.

Verschieden von diesen sind die Fränkischen und Schwäbischen Tanh., seit 1145 in Urkunden vorfindlich, weniger zahlreich; Friedr. v. T. verkauft 1228 sein Gut in Gokesheim (d. i. Gochsheim) an das Kloster Ebrach. Als Oertlichkeiten sind hier zu nennen: erstlich der fränkische Ort Tanehusen, das jetzige Tannhausen im Amte Gunzenhausen, in Urkunden 1195; zweitens in Schwaben das Dorf T. bei Elwangen, noch Sitz der alten Edeln von T., und die kleine Stadt gl. Namens, nach der ehemals eine Reichsgrafschaft benannt war, die im 18. Jahr-

¹⁾ Ebenso begreife ich nicht, wie Lucas (ebend. S. 272) behaupten konnte, dass die Sage vom Tanhäuser im Venusberge bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts zum Abschluss gelangt sein müsse, da er selbst dabei auf die spätere Regierungszeit des in der Sage noch mitspielenden Papstes hinweist.

²⁾ hūsen für das seltnere hüusern, Häusern.

hundert an die Stadione kam. Das Wappen dieser ganzen zweiten Linie ist ein schwarzer Kahn mit Ruder im weissen Schilde und auf dem Helme. —

Es fragt sich nun, zu welchem dieser beiden Zweige unser Dichter gehörte. Obgleich keine direkte Angabe dafür spricht, so scheinen doch die Umstände seines Lebens, die Verbindungen, in denen er stand, seine gewöhnlichen Aufenthaltsorte, ihn dem österreichisch-bairischen Hause zu vindiciren, was auch schon Adelungs, Kochs, Docens, wie später v. d. Hagens Meinung war. Nahe liegt die Vergleichung seines Wappens, welches das Gemälde der Manessischen Sammlung darbietet: ein quergeheiltes, oben schwarzer, unten goldener Schild; auf dem Helme zwei ebenso gefärbte, gegen einander gebogene Hörner, an denen aussen ein fächerartiges Halbrund. Von diesem Wappen hat man behauptet, dass es so wenig zu dem einen wie zu dem andern der beiden vorhin beschriebenen Familienwappen passe. Ich kann diesem Urtheil nicht beipflichten; es scheint mir, im Einklange mit dem aus den Lebensumständen gezogenen Ergebniss, wenigstens eine Annäherung an das bairisch-österreichische unverkennbar: nicht nur stimmen die Farben (schwarz und gold), sondern das fächerartige Halbrund dürfte auch an den Adlerflügel erinnern.

Da ich des Bildes gedachte, möge hier auch die Darstellung der Person des Dichters auf demselben Erwähnung finden. Zwischen zwei emporsteigenden Blumenranken, über denen Helm und Schild schweben, steht der bärtige Mann, auf dem Haupt eine grüne Mütze mit weissem Ueberhange nach hinten, gekleidet in einen langen und weiten hellgrünen Rock ohne Gürtel, darüber, auf beiden Schultern liegend, der weisse Kreuzfahrermantel mit grossem schwarzen Kreuz rechts auf der Brust, welcher von der rechten Hand gefasst wird, während sich die Linke vor der Brust aufgehoben zeigt. —

Und nun zu den in seinen Gedichten vorkommenden Aeusserungen, aus denen wir seine Lebensumstände und seine Zeitbestimmung abnehmen können.

Im Allgemeinen erscheint er nicht als Burgherr, oder nur mit festem Wohnsitze; dass er nicht zum Herrn geworden, klagt der Anfang des XIV. Gedichts ¹⁾. Er war also wol nur ein Nebensprossling, zum Herrn- und Hofdienste seiner Existenz wegen genöthigt, so dass er weniger der Ritterschaft als der Sangeskunst lebend, lohnenden Aufenthalt da suchte, wo man ihn, und um ihretwillen ihm hold war. So hat sein Leben — und der Widerschein desselben in seinen Gedichten — Aehnlichkeit mit dem viel bekannteren und mit vollem Rechte gerühmteren Walther v. d. Vogelweide, als dessen Nachfolger wir ihn auch an dem Hofe der österreichischen Fürsten finden. Leopold VII., der Glorreiche, Herzog von Oesterreich und Steier, Walthers Gönner, war 1230 gestorben, und ihm sein Sohn, Friedrich der Streitbare, gefolgt. Im nähern Verhältniss zu diesem Fürsten, der 1230—46 regiert, sehen wir ihn zuerst bestimmt auftreten, wenn auch die Erwähnung Leopolds unter den von ihm beklagten milden Fürsten die Möglichkeit offen lässt, dass er schon dessen Gunst genossen. Dem ausgezeichneten Lobe Friedrichs ist das erste Gedicht gewidmet, in freierer Form, ein sogenannter Leich. Zugleich tritt er hier als des Herzogs Genosse bei Sang und Tanz auf. Durch ihn kam er dann auch zu Wohlstand und liegendem Besitz, ward, wie er sich ausdrückt, vom Gaste zum Wirthe (s. Gd. V. u. XIV.), indem er einen schön gelegenen Hof zu Wien, ferner Liupoltsdorf (Leopoldsdorf) bei Luchse und schöne

¹⁾ Daz ich ze herren nicht enwart,
daz mueze Got erbarmen.

Güter zu Hinperk empfang¹⁾. Aus dieser Zeit wird auch ein Aufenthalt in Nürnberg von ihm erwähnt, vermuthlich indem von Oesterreich aus ein Hofflager daselbst Statt fand. Dort muss auch eine seiner Herrinnen gewohnt haben, und es ihm besonders wohl ergangen sein; zwanzig Jahre später, als es ihm traurig ging, denkt er wiederholt an jene Zeit zurück (vgl. Ged IX. u. XII). — Als dieser Friedrich, der letzte Babenberger, an seinem Geburtstage d. 17. Juni 1246 auf derselben Stelle, wo er kurz zuvor die Tartaren und Kumanen ruhmvoll geschlagen, und gegen denselben Ungarkönig Bela, dem er damals gegen die genannten Völkerschaften Hilfe geleistet, gefallen war, klagt Tanhäuser um seinen Tod, gleich dem Minnesinger Ulrich von Lichtenstein, und in ähnlicher Weise, wie einst Walther um den Tod Friedrichs des Katholischen geklagt hatte: Nie kann er ihn vergessen, alle Freude ist ihm mit jenem erstorben. Es ist zwar weder bei der Anführung der Schenkungen noch bei dieser Klage der Name genannt, sondern es heisst nur „des von Österriche“ und „den helt uz Österriche“ (V, 15 u. XIV, 4); aber da der Preisleich den Namen Friedrichs nennt („er mak wol heizen Vriederich“ I, 12) und Friedrichs des Streitbaren Thaten deutlich genug bezeichnet, um hier keinen Zweifel zuzulassen, so ist auch in den zwei andern Fällen offenbar keiner ausser ihm gemeint, der ohnedies besonders genannt und vorher besungen sein würde, und die erwähnten Gedichte sind demgemäss nach 1246 verfasst. Als besonders bezeichnend führe ich die drei betreffenden Verse aus dem V. Gedicht an, wo die Erinnerung der Ansässigkeit mit dem Schmerz um den Tod verschmolzen, und dazu ein früher (I, 15) von Friedrich gebrauchter Ausdruck „vermezzzen“, d. h. (in lobendem Sinne) von vorzüglicher Kühnheit, wieder angewendet wird:

so mag ich des von Österriche ze guote nicht vergezzzen;
der was ein helt vermezzzen,
bi dem was ich gesezzzen.

Der Schmerz ist um so bitterer, als nach dem Tode des Beschützers auch der Wohlstand dahin ist. Nach eigenen Aeusserungen verzehrte und verpfändete er sein Gut durch Schwelgerei:

Diu schoenen wip, der guote win, diu mursel²⁾ an dem morgen
Unt zwirent³⁾ in der wochen baden, daz scheidet mich von guote,

sagt er XIV, 3; nun steht, heisst es dann in der sechsten Strophe, mein Haus ohne Dach, meine Stube ohne Thür, mein Keller ist eingestürzt, meine Küche verbrannt, mein Stall ohne Wand; mir wird nicht mehr gemahlen noch gebacken, und selten gebraut; mein Gewand ist zu dünn — mich kann um meine Habe Niemand mehr beneiden. Er muss nun wieder als Gast umherreiten, und oft fortgewiesener Gast. Den Anfang desselben Gedichts bildet die schon oben berührte Klage, dass er nicht auch ein Herr sei, und zwar, um an dem aus Welschland kommenden Gute Theil zu nehmen, wobei er nun das Zusehn habe; — ich theile die Strophe übersetzt mit:

Dass ich kein Herr geworden bin, das müsse Gott erbarmen!
Drum giebt man mir vom Golde nichts, das Welschland schickt in Massen;
Die Herren theilens unter sich; da gaffen wir, die Armen,
Und sehen voller Kummer zu, füllt ihnen man die Kassen.

¹⁾ XIV, 5: Ze Wiene hät ich einen hof, der lak sô rehte schöne;
Liupoltsdorf was darzuo min, daz lit bi Luchse nâhen;
Ze Hinperk hät ich schoene gut; Got im der wirde lône!

²⁾ leckerer Imbiss.

³⁾ zweimal.

Hierunter müssen offenbar die Summen Geldes verstanden werden, welche Pabst Innocenz IV. über Venedig nach Deutschland schickte, um dadurch dem von ihm unterstützten Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen Anhang zu gewinnen, behufs seiner Wahl zum deutschen Könige statt des von ihm, dem Pabste, entsetzten Friedrichs des Zweiten, welche denn auch am Himmelfahrtstage d. 17. Mai 1246 zu Hochheim bei Würzburg, wiewol nur durch geistliche Kurfürsten, erfolgte. Da dieser jedoch, anfangs siegreich, dann besiegt, schon am 12. Febr. 1247 zu Wartburg stirbt, so ergibt sich ziemlich genau der Zeitpunkt, in welchem T. das genannte Gedicht verfasste. — Sehen wir ihn hier sich nach Geld und Gut sehnen, so trachtet er doch nicht auf jedem Wege danach, und verschmäht es, wo er es nicht mit Ehren haben zu können glaubte: er zweifelt nicht, unter allen Umständen leicht einen freigebigen Herrn in Thüringen zu finden; aber er mag kein Gut, das von Thüringen kommt, indem er lieber arm sein, als von der Krone abfallen will. Auch hierin sehn wir ihn in Walthers Fusstapfen. — In diesem Sinne bewährt er sich auch als Anhänger der Söhne Friedrichs II., Heinrich des VII. und Konrad des IV., welche beide der Dichtkunst hold waren, die er im VI. Gedichte unter den verstorbenen milden und gastlichen Fürsten Deutschlands nächst ihrem Vater, dem unersetzlichen Kaiser Friedrich, preist. Von dem letztern heisst es in der 4. und 5. Strophe:

Also zel zem ersten an
den keiser Vriderichen:
owe, daz man niht vinden kan
in allen Tiutschen richen
Ein(en) künik, dem zaeme wol
nach im des riches krone!

Da Friedrich II. 1250, Konrad, dessen Tod in Strophe 8 erwähnt wird, 1254 starb, so ist dieses Gedicht frühestens in dem letztgenannten Jahre entstanden. Da Heinrich ganz besonders hervorgehoben wird (Str. 5. ff.), so muss er wol auch dessen Milde genossen haben, und zwar, da derselbe schon 1242, also vier Jahre früher als Friedrich der Streitbare, starb, in einer Zeit, wo er noch in Oesterreich seinen Rückhalt hatte. Daraus folgt, dass er wiederum gleich Walther von der Vogelweide, von dem dies schon Umland im 6. Abschnitt (S. 77) seiner Schilderung dieses Dichters annimmt, nicht ununterbrochen am Hofe oder in der Nähe seines Beschützers gelebt hat. —

Dass Tanhäuser auch einen Kreuzzug mitmachte, erhellt schon aus seiner erwähnten Darstellung auf dem Bilde. Darauf bezieht sich auch das V. Gedicht, sein sogenannter Reiseleich, in welchem er anscheinend seine ganze Länder- und Völkerkunde anbrachte, doch mehreres unzweifelhaft aus eigener Anschauung anführt. So hat er den König von der Barbarei (Barbarie) wohl gesehen (Str. 1), kennt (Str. 3) den Pilat (dieses Wort ist nicht ganz deutlich von Zazamank (vielerwähntes Land in Vorderasien), kennt (Str. 4) den Jordan und ist zu Jerusalem zum Cornetal ¹⁾ gekommen. Wenn er ferner (Str. 5) sagt, dass er in Normanien gewesen, so vermuthet v. d. Hagen, dass dafür Armenien zu lesen sei; hier gerieth er in Lebensgefahr („wie kum ich da genas!“), kam vor Antiochien vorüber bis nach Türgis, d. i. die eigentliche Türkei, und zwar unfreiwillig („sunder dank“). Ausserdem erinnert er sich an Konstantinopel und die Rumanie, wo einst das zerstörte Troja lag, noch deutlich, wie aus eigener Anschauung des Ortes; von den übrigen, meist europäischen Ländern und Völkern und Personen ist dies nicht ebenso

¹⁾ Nach Hagens Vermuthung vielleicht das Thal Gehenna.

klar ersichtlich; nur dass er noch „den voget von Rome dicke (d. h. oft) wol gesehen“ hat (Str. 8). Dass diese Fahrt wirklich eine Kreuzfahrt war und nicht etwa eine anderweitige Reise, lässt sich theils aus den Verhältnissen jener Jahrhunderte schliessen, theils wird dies in einem andern gleich zu erwähnenden Gedicht unzweideutig ausgedrückt. Wann er diese Kreuzfahrt unternommen, ist weniger deutlich. Soll es wirklich einer von den grossen nach dem Oriente gerichteten Kreuzzügen sein, so müsste darunter der von Kaiser Friedrich II. 1228 unternommene gedacht werden. Dann wäre dies zugleich das erste, was wir von ihm wissen, noch seinen Jugendjahren angehörig, noch vor der Regierung Friedrichs des Streitbaren, und die oben angedeutete Möglichkeit seines Verhältnisses zu dessen Vorgänger Leopold müsste dann gelten. Aber vielleicht nimmt man lieber an, dass T. sich bei einer der spätern, den Vertheidigern des heiligen Grabes Hülfe zuführenden Unternehmungen betheiligte. Verfasst ist der Reiseleich nach der Rückkehr, und wenn die Zahl 1228 gelten sollte, lange nach der Rückkehr, indem er nach einer Stelle in demselben (Str. 17) sich zur Zeit bei dem Fürsten von Baiern befindet, (wovon später), dessen Lob und den Vorsatz, immer bei ihm zu bleiben, aussprechend, in Verbindung mit der schon oben angeführten Klage um den Herzog von Oesterreich, also nach 1246. Doch haben wir auch ein Lied, welches während der Seefahrt selbst auf dem Schiffe gedichtet ist, und dadurch unsere besondere Theilnahme erregt, XIII. Hier preist er den selig, der in Pülle, d. h. Apulien, auf dem Gefilde jagen (Str. 1), oder für sich, wohin er will, reiten kann (Str. 5):

„ich swebe uf dem sé!“

Wo litt Jemand, so klagt er weiter (Str. 3), so grosse Noth, als ich? Ich war bei Kreta (Kride) beinahe todt, doch erlöste mich Gott; mich schlugen Sturmwinde hart an ein Felsenstein plötzlich in einer Nacht; da gab es geringe Freude: die Ruder zerbrachen, die Segel zerrissen und flogen auf das Meer; die Schiffer alle sprachen, dass sie so grosse Noth nie nur eine halbe Nacht erduldet; ihr Schreien that mir weh. Das wahrte fürwahr bis auf den sechsten Tag. Ich konnte nicht entweichen, ich musst' es alles leiden, als der nicht anders kann! — Aus der Erwähnung Apuliens hauptsächlich wird es wahrscheinlich, dass der Weg ihn durch Italien geführt — oder wenigstens an der Küste Italiens vorübergeführt habe. Und in diesem Gedichte findet sich auch die Stelle, auf die ich oben verwies, welche eine Kreuzfahrt geradezu bezeichnet:

„durch Got ich vuor von lande“

heisst es in der vorletzten Zeile. —

Doch suchen wir ihn in der Heimath wieder auf. Wir sahen schon, dass er nach Friedrichs des Streitbaren Tode bei „dem uz Beierlant“ war und sich wohl fühlte, wenn gleich noch voll Schmerz über jenen. Das muss also Otto II. der Gütige oder der Erlauchte gewesen sein, 1231—53. Dieser hatte, gleich dem T., treu zum Kaiser gehalten, gegen Pabst und Gegenkaiser, und war nach dem Tode Friedrichs des Streitbaren zum Statthalter Oesterreichs eingesetzt — so dass er den T. gleichsam als „Ortsarmen“ mit übernommen haben mag. Auch mögen wir uns hier daran erinnern, dass wir unsern Dichter zu dem österreichisch-bairischen Hause seines Geschlechts gerechnet haben, den wir nun nach einander den Schutz des österreichischen und bairischen Hofes geniessen sehen. Otto war übrigens auch durch verwandtschaftliche Bande an das Hohenstaufische Kaiserhaus gekettet: er war der Schwiegervater des Königs Konrad, mit dem seine Tochter Elisabeth im Herbste 1246 vermählt worden, und Grossvater Konradins. Sein Lob singt ausser unserm T. auch der Minnesinger Reinbot.

Otto ist nicht der einzige von T. gepriesene bairische Fürst. Im VI. Gedicht wird der ehrbegierige Fürst aus Baiernland und dessen tugendreicher Bruder Ludwig begrüßt. Dies kann nur auf die beiden Söhne Otto's gehn, nämlich Heinrich, Herzog in Niederbaiern bis 1290, und Ludwig in Oberbaiern und Pfalzgraf bei Rhein bis 1294, „der Strenge“ genannt, indem er 1256 seine Gemahlin Maria hinrichten liess. Doch scheint wol nur noch unter Otto des T. Zustand ein behaglicher gewesen und der es zu sein, nach dessen Milde er sich zurücksehnt (VI, 83), so dass er nach dessen Tode 1253 und dem Tode Konradins 1254 wieder als unstäter Gast und fahrender Sänger umherzieht; begreiflicher Weise, er, der treue Anhänger der Hohenstaufen nach dem Sturze derselben.

Es wird noch eine nicht unbedeutende Anzahl regierender Häupter von ihm erwähnt. Doch hebe ich nur noch wenige daraus hervor, die in deutlicher Beziehung zu ihm selbst erscheinen, und entweder für seinen Aufenthaltsort oder seine Zeitbestimmung noch etwas abwerfen.

Als einen, dessen Milde er selbst erkannt habe, nennt er (VI, 13 und 14) den Bogenaere, d. h. den Grafen von Katzenellenbogen, woraus also ein, wiewol wahrscheinlich nur vorübergehender, Aufenthalt bei demselben erhellt. Die Erwähnung des tugendreichen Grafen Dietrich von Brene¹⁾ (VI, 16) und seines Sohnes Konrad, der in seines Vaters Spur treten möge, zeigt nur, dass die Stelle vor 1290 geschrieben, in welchem Jahre die Grafen von Brene bereits ausstarben, während hier wenigstens einer noch als lebend genannt wird. — Wenn er ferner einen jungen Fürsten Albrecht aus Thüringerland mit seinem Bruder rühmt, so sind dies die Söhne Heinrichs von Meissen, 1228—88, Albrecht und Dietrich, welche von diesem um 1263 Thüringen und Landsberg erhielten. Hieraus ergibt sich also noch des Tanhäusers Dichten nach 1263; aber wiederum vor 1270, da in diesem Jahre Albrecht durch seine Missethat gegen seine Gemahlin, die Tochter Friedrichs II., des Lobes, namentlich in den Augen eines treuen Anhängers des Kaisers, offenbar nicht mehr würdig war. —

Und hiemit haben wir uns ziemlich der Grenze seines Lebens genähert. Nirgend zeigt sich in seinen Gedichten eine Spur, dass er die Zeit Rudolphs von Habsburg, d. h. das Jahr 1273 erlebt habe. Er wird also um 1270 geschieden sein. Wie und wo, darüber müssen uns die nur seinem eigenen Munde zu verdankenden Nachrichten natürlich im Stiche lassen; und auch hierin theilt er das Loos des schon mehrmals mit ihm verglichenen Walther v. d. Vogelweide.

9.

Haben wir so nach seinen Gedichten sein äusseres Leben skizzirt, so wenden wir uns nun, aus derselben Quelle schöpfend, seinem innern Leben zu. Nur wenig ist hier anzuführen.

Die Hauptthemata seiner Gesänge sind, wie bei den Minnesingern überhaupt, Frühling und Liebe. Doch dient ihm der erstere meistens nur als Brücke zur zweiten, und diese ist grösstentheils nicht die edle, hohe Minne, welche letztere eigentlich nur in zwei Tönen (VII. u. XV.) erklingt; die übrigen treiben entweder Scherz, wie die drei von den Unmöglichkeiten, durch welche er seiner Herrin Gunst erringen soll (VIII, IX, X.), oder sie huldigen der niederen, mehr oder minder sinnlichen Minne, wobei schöne Formen und Tanz die Hauptrolle spielen; und dieses ist das Element, in welchem er sich grösstentheils bewegt. Sehr innig und ansprechend zwar ist das eine hieher gehörige strophische Gedicht (XI), in welchem er die tanzende Schöne

¹⁾ Brene oder Brennen ist in Urkunden die Form dieses Namens für das in der Handschrift des T. stehende Brennen.

feiert; ganz anderer Art aber sind die in jeder Beziehung freien Leiche, frei dem Inhalt wie der Form nach¹⁾. Diese Dichtungsart mag eben deshalb seiner Neigung zur Ungebundenheit am meisten zugesagt haben, so dass er zu den Minnesingern gehört, von denen wir die meisten Leiche besitzen; vielleicht war aber auch von Einfluss, was er selbst (XIV, 2) als etwas beklagt, das ihn, ohne dass es Jemand wisse, sehr hindere, nämlich dass es ihm an guten Tönen (Liederweisen für regelmässige Gedichte) fehle. Von seinen sechs Leichen sind vier (II. III. IV. V.) entschiedene Tanzleiche, d. h. Gesänge, die der Dichter, zugleich geigend, zum Tanze sang, nach ausdrücklichem Zeugnisse ihrer Texte selbst mittanzend oder vor den Tanzenden herschreitend, wobei er sich selbst und die Tänzerinnen namentlich aufruft²⁾. Der erste zum Preise Friedrichs von Oesterreich gesungene Leich nimmt wenigstens im letzten Theile noch solche Wendung. In dieser Rücksicht sind sie einander so ähnlich, dass man sie für theilweise extemporirt oder aus der Erinnerung früherer wiederholt anzusehn sich versucht fühlt, und nur die Haupttheile für wirklich besonders gedichtet. In zwei Leichen (II u. III) enthalten diese, nach einleitenden Naturschilderungen, die Erzählung und Beschreibung von Schäferstunden („aventüre“ II, 5 und III, 16), die der Dichter in Feld und Wald gefunden.

Ein fores (d. h. Forst, Wald) stuont da nahen,
aldar begunde ich gahen (eilen)

heisst es III, 5, nachdem er vorher die Sehnsucht nach seiner Dame ausgesprochen (3: „do wunschte ich, daz ich sant miner vrouwen solte kosen“). Die Einzelheiten in dem Preise der Schönen überschreiten fast in allen Leichen die Grenzen des nach unsern heutigen Begriffen erlaubten bei weitem. Vermuthlich war es dabei hauptsächlich auf derben Spass abgesehen, der für die Theilnehmer und Theilnehmerinnen solcher ländlichen Tänze zu passen schien³⁾, und wol auch, nach damaliger Bildungsstufe, die vornehmen Herren vom Hofe ergötzte, die mit Tanzhäuser zu der Linde, wo derlei Tanz Statt fand, gingen. Diesen Zweck scheint er nämlich auch sonst, namentlich in den Leichen, zu verfolgen, sowol durch ganz unerwartete Uebergänge (s. VI zum Schluss), als durch frappirenden, auf lächerliche Unmöglichkeiten hinauslaufenden, doch vielleicht persiflirenden Inhalt (Gedicht XVI, wozu man auch die oben erwähnten Lieder VIII. IX. X rechnen kann). Alle diese Lustigkeit hat übrigens etwas forcirtes, und manche Lieder zeigen einen verzweifelten Humor; im Hintergrunde ist tiefe Verstimmung unschwer wahrzunehmen. Ueberall erkennen wir eine höchst leidenschaftliche, stess unbefriedigte, der extremsten Schritte fähige Natur. Welche Schicksale und Ausgänge solche Naturen haben, ist bekannt. Auch bei T. zeigen sich in den spätern Gedichten Klagen, Unzufriedenheit mit der ganzen

¹⁾ Zu der Freiheit der Form gehören auch die vielen Fremdwörter, die meistens nur hier, und zwar in so grosser Menge, wie wol bei keinem andern ältern Minnesinger, eingemischt sind. Sie zeugen übrigens nicht nur von seiner Bekanntschaft mit dem Wälschen und von seinem längeren Aufenthalt in der Fremde, sondern sollen vielleicht auch geflissentlich einen fremdartigen Eindruck hervorbringen, wie in dem Reiseleich (V). Vielleicht liegt an einigen Stellen auch eine satirische oder gar schalkhafte Absicht zu Grunde. (Vergl. Fuchs, zur Geschichte und Beurtheilung der Fremdwörter im Deutschen, 1842, S. 12). — Im übrigen sind Sprache und Reime rein, dem bessern Geiste des 13. Jahrhunderts gemäss.

²⁾ Wiederholentlich erscheinen hier die vermuthlich sehr gewöhnlichen und überall passenden Vornamen Guetel, Jute oder Juzze und Mazze; eine besondere Geliebte aber wird Künigunde genannt (Künigunt, I, 26; III, 21). Hagen (Minnes. IV, S. 429) hält Guota (Jutta) für eine zweite Geliebte.

³⁾ Vergl. auch III, 19.

Welt („Ich muoz klagen, daz bi kurzen tagen diu werlt wil an vröuden gar verzagen; diu ist so krank“, u. s. w. VI, 1 f.), und Reue („ich tet vil manigez hie bevor daz mich nu riuwet sere“ XII, 2, 5); ja das in der Jenaer Handschrift aufbewahrte Gedicht hat nur Reue über ein sündenvolles Leben nebst Klagen über den Teufel und Gebeten um Vergebung und Gnade zum Inhalt: „unde ich gebueze mine groze schulde“ heisst es daselbst 1, 4 und „ich habe gesündigt mine tage“ 2, 5, wobei eine aufrichtige Rückkehr zu Gott sich kund giebt, und zuletzt die Verdienste des Opfertodes Christi um die Menschheit gepriesen werden. — —

10.

So stehen denn die beiden Tanhäuserbilder in den Hauptzügen fertig vor uns da. Schliesslich haben wir nun gleichsam stereoskopisch zuzusehen, ob sie sich zu Einer körperlichen Gestalt vereinigen; wobei, wie ich glaube, der muthmassliche Zusammenhang nicht in der Art klar werden müsste, dass man nach Gräszes Ausdruck einsieht, „wie der Tanhäuser in die Fabel hineingezogen ist“, sondern vielmehr, wie aus dem Leben des Minnesingers Tanhäuser die Sage von dem Aufenthalt im Venusberge hervorgewachsen.

Hier müssen nun folgende Punkte unsere Aufmerksamkeit am meisten auf sich ziehen:

1) Gewissermassen zu den Generalien gehört zuerst die Frage, ob die Zeitbestimmung eine wirkliche Identität verträgt. Die Frage ist schon früher bejaht worden; aber das Zutreffen derselben ist so wunderbar genau, dass man erstaunen müsste, wenn das nicht eine, sondern zwei verschiedene Personen sein sollten. Denn während nach dem obigen (S. 26) der Minnesinger uns zwischen 1263 und 1270 entschwindet, fällt auch das Scheiden des T. in der Sage gerade in denselben Zeitraum, nämlich in die Regierungszeit des ihn verdammenden Pabstes Urban IV, d. h. 1264—68, welche nur die obigen Zahlen noch mehr präcisirt.

2) Was die Person im Allgemeinen betrifft, so war der Minnesinger T. ein Ritter (s. o. S. 21 u. 22): auch alle obigen Volkslieder nennen ihren Tanhäuser einen Ritter, und zwar einen guten (III. IV. V. VI., das holländische VII wenigstens „heer“, und in I. wird er zweimal Held angeredet); ebenso Aventin u. A. — Die Hauptbegebenheit in dem Leben des erstern war, wie schon die Auffassung des Bildes in der Handschrift bezeugt (s. S. 22), die Kreuzfahrt; auch der Tanhäuser der Sage unternahm ja nach Aventin (s. S. 13) einen Zug „bis an Egypten durch Asien und Syrien“, womit auffallender Weise gerade das Terrain der Unternehmungen der Kreuzfahrer in jener spätern Zeit bezeichnet ist. Und was an derselben Stelle kurz vorher im Allgemeinen gesagt war, „dass dieser Zeit die Teutschen und ihre Verwandten Asiam überzogen“, passt gleichfalls genau auf die Kreuzzüge; wie ferner die Verbindung, in welche die Kreuzfahrer vielfach mit den Griechen kamen, zu der Bemerkung, dass der Name Tanhäuser „im Griechischen Thananses¹⁾ genannt“ sei, führen konnte. Unter diesem Gesichtspunkte bekommen denn auch die von Aventin erwähnten „Teutschen Kriegsfrauen“, mit denen speciell T. jenen Zug gemacht, nicht nur Sinn, sondern besondere Bedeutung. Es ist bekannt, dass Frauen das Kreuz in grosser Menge nahmen, wie denn eine Königin von Ungarn eine ganze Schaar solcher Kreuzfahrerinnen nach dem Orient führte; vielleicht dass auf diese Königin der wunderliche Name der „Kriegsfräwen Königin Fraw Schmirein“ zielt²⁾, zumal, da Tanhäuser mit ihr

¹⁾ also Θαναυσος; nicht vielleicht Θαναυσος?

²⁾ Dann mag immerhin Schmirein Semiramis bedeuten, wie Hagen und nach ihm Gräze erklärt, doch so, dass darunter eine zweite Semiramis zu verstehen wäre. Die Erklärung „Amazonen“, die Hagen den deutschen Kriegsfrauen beifügt, lässt schon Gräze fort.

in Siebenbürgen in Verbindung gebracht wird. Dass sich aber unser Sänger bei seiner Kreuzfahrt einer Schaar von Frauen angeschlossen, würde gerade zu seinen in Nro. 9 erkannten Neigungen vortrefflich passen. — Ferner befindet sich in vollständiger Uebereinstimmung die Reue und Rückkehr zu 'Gott, welche die letzten Lieder des Minnesingers ausfüllt, mit der die Katastrophe in den letzten Schicksalen des T. in der Sage herbeiführenden. Ja der zum Schluss in Nro. 9 erwähnte Gesang des Dichters (S. 28) erinnert auf das lebhafteste an das in Nro. 4 (S. 8) besprochene zur Sage gehörige Lied II.

3) Das besondere, von der Sage geschilderte Liebes-Abenteuer anlangend, ist zunächst zu erwähnen, dass der Eingang des vorzüglich wichtigen Entlibucher Volksliedes, der den Tanhäuser in den grünen Wald gehen lässt, um gross Wunder zu schauen (s. S. 17) sich enge an die angeführte Stelle des dritten Leiches anlehnt, nach welcher unser Sänger um eines Abenteuers willen, mit seiner „frowen zu kosen“, in den Wald eilt, was bei der Aehnlichkeit der Begebenheit des zweiten Leiches (gleichfalls Abenteuer von ihm genannt) eine vielleicht bekannte Gewohnheit desselben gewesen. — Der Inhalt der Sage jedoch ist wol nicht bloss aus den Leichen hervorgegangen, sondern stammt vielmehr, wie ich aus dem folgenden schliesse, von dem erwähnten Kreuz- oder Kriegszuge her.

Erstlich. Nach Wolfgang Heider (s. S. 12) beichtete Tanhäuser dem Pabst seine Kriegsbübereien; und auch nach Aventin sind des Tanhäuser Thaten und Reisen, gleich denen anderer alter deutscher Herren und Fürsten, erst nachher „in Buhlerei verkehrt“.

Zweitens. Bestimmt auf den Orient weist die S. 10 und 11 mitgetheilte Stelle des Sagenliedes I, in der sich Venus die Tochter des Königs von Babalen und Dasgandie und andern Landen mehr nennt. Babalen ist offenbar Babylon, Dasgandie nach Mones Vermuthung Taschkent¹⁾. Sie war also eine muhamedanische Prinzessin, Erbin der genannten Reiche („ich bin die höchst in dem berg“ Str. 2), und will sie dem Helden T. geben, nur verlangt sie „belib unser eweklich“, was in der irdisch natürlichen Verbindung, in der es steht, auch auf die Annahme des muhamedanischen Glaubens gehen könnte. Da dieser zu jenen Zeiten für heidnisch und gottfeindlich galt, so würde hierin eine Erklärung auch dafür liegen, dass T. jene mit manchem bösen Geist behaftet nennt, — Teufelin wird hier nicht gesagt — worauf sie denn auch antwortet, dass sie nicht „von dem Teufel“ sei. — Im Einklang hiemit steht der im Sagenliede V. genannte Feigenbaum, unter dem T. einschläft (s. S. 10 Anm. ¹⁾), der gleichfalls aus Deutschland hinaus und in südliche Gegenden weist. In diesem Liede steht auch bemerkenswerth genug statt Venus der Name Frene (S. 10 Anm. ³⁾); man dürfte geneigt sein, in ihm den Eigennamen jener Prinzessin oder Königin im Orient zu suchen. — Diese ältesten Lieder aber sind für die Erforschung der der Sage zu Grunde liegenden Begebenheit die wichtigsten, da sie derselben noch viel näher stehn.

Drittens. Die Stellen, in denen der Ritter Tanh. Fränkisch genannt wird, und die, da der Minnesinger österreichisch-bairischer Abstammung erschien, bisher als ein ungelöster Widerspruch dastanden, werden, von dem nun gewonnenen Standpunkt aus betrachtet, vielmehr als eine wesentliche Unterstützung auftreten. In der Stelle der Mörin von Hermann von Sachsenheim nämlich (s. S. 12):

Er war in disen landen frembd
Und kam dorthor aus Frankenland

¹⁾ Anzeiger V. Jahrgang Sp. 170.

wird nun Niemand mehr an den Fränkischen Kreis in Deutschland mit der demselben angehörigen Familie der Tanhäuser denken ¹⁾, sondern unter Frankenland, wie auch der Wortlaut fast dringend zu fordern scheint, nach dem noch jetzt geläufigen türkischen Sprachgebrauch das christliche Europa, einem muhamedanisch-asiatischen Schauplatze gegenüber, verstehen. So sehen wir auch hier morgenländischen, muhamedanischen Boden als Schauplatz unserer Sage gefordert. — Der Ausdruck in der betreffenden Stelle der Romanbibliothek (s. S. 9, Anm. ⁵⁾), in der T. „ein Fränkischer von Adel“ genannt wird, ist dann wol nur aus der Stelle der Mörin durch Missverständnis hervorgegangen.

4) Rücksichtlich des Venusberges selbst könnten die verallgemeinernden, allegorischen Erklärungen, namentlich die besonders auf Hammer gestützte Gräzische (siehe No. 3 zum Schluss) auch bei unserer Auffassung der Sage Geltung haben. Ja ich möchte in dieser Beziehung noch auf bisher nicht angeführtes aufmerksam machen: in Betreff des Namens Venus nämlich und der Geläufigkeit des damit verbundenen Bildes in jener Zeit auf den in der Verkleidung als Venus unternommenen Zug des Zeitgenossen unseres T., des Ritters und Minnesingers Ulrich von Lichtenstein ²⁾; in Betreff des Wortes Berg aber ganz besonders auf die Geläufigkeit der mittelhochdeutschen Sprache, allegorische Begriffe durch Zusammensetzungen mit „berc“ (Berg) auszudrücken, wofür sich eine vorzüglich bezeichnende Stelle im Renner des Hugo von Trimberg befindet:

boesiu wort unt boesiu were
habent die von Lasterberc;
süeziu wort unt süeziu were
habent die von Saeldenberc;
guotiu wort unt guotiu were
habent die von Tugentberc;

demgemäss die mit Liebesworten und Liebeswerken, wie unser Tanhäuser, die von Venusberg sein würden ³⁾. Auch könnte an den Zusammenhang des Wortes Berg mit dem Verbum bergen, verbergen, erinnert werden, um auf diesem Felde eine neue Perspective für das letzte Verschwinden Tanhäusers in dem Berge zu eröffnen. — Aber wir bedürfen solcher Erklärungen kaum mehr. Denn in Frau Venus haben wir nun doch eine wirkliche menschliche Persönlichkeit entdeckt, und der Berg kann nun ebenfalls ein wirklicher, irdischer sein, der Wohnort jener Orientalin, etwa ein Bergschloss, eine Bergveste, in welchem Sinne selbst die in den Liedern häufigen Ausdrücke „in den Berg“, „in dem Berge“, nicht auffallen dürften ⁴⁾. — Hat sich aber der Tanhäuser in einem solchen Berge, er als Kreuzfahrer, als Gottesstreiter, mit einer Muhamedanerin, also einer Heidin und Gottesfeindin, ein Jahr oder mehr in vertrautem Umgange befunden, vielleicht unter gänzlichem Vergessen und Aufgeben des Zweckes, zu dem er das Kreuz genommen, so konnte damals hierin wol eine nicht zu vergebende Sünde geschn werden. Nennt doch Walthar von der Vogelweide (wie W. Grimm zu Vridankes Bescheidenheit S. CXXIX.

¹⁾ Wie früher allgemein geschah, auch von Hagen Minnes. IV. S. 422.

²⁾ s. Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst S. 160 ff. der Ausgabe von Lachmann; Hagen Minnes. IV. S. 337 ff. „Diu werde küneginne Vênus, gottinne über die minne, enbiutet al den rittern . . .“ beginnt die von ihm bei dieser Gelegenheit erlassene Proklamation (Lachm. S. 162); und „Vênus, vil edeliu künegin“ lautet wiederholentlich die Anrede an ihn. Die Anreden in den Tanhäuserliedern (vgl. oben S. 10 Anm. ²⁾) fallen hierbei gewiss jedem ein.

³⁾ Andere Stellen sind noch Docens Misc. 2, 187 (Affenberg); Vridankes Bescheid. 82, 9; Boner 65, 55 (Gouchesberg). S. Müller, mittelhochd. Wtb. I. S. 105 unter dem Worte berc.

⁴⁾ Man erinnere sich, dass „Venusberg“, zusammengesetzt als Name, in den Volksliedern nicht vorkam. S. S. 6.

und CXXX. meint, aus eigener Erfahrung und Beobachtung) diejenigen Christen, die es mit den Heiden „só stille habent gemeine“, noch „unreiner“ als diese (I. 10, 16 Lachm.), und gilt doch andererseits auch noch in der Türkei ein solcher Umgang zwischen einer Muhamedanerin und einem Christen für ein mit dem Tode zu strafendes Verbrechen. Und so wäre auch die Schwierigkeit gehoben, die wir S. 19 als für die Gräzische Erklärung zurückbleibend erkannten.

5) Wie sich aus dem hier aufgestellten Thatbestande die spätere Sage habe entwickeln können, dies sich vorzustellen ist nicht schwer. Kraft der S. 5 (unten) erwähnten Neigung konnte aus dem unbekanntem Namen Frene leicht der bekannte Fenus oder Venus, namentlich vielleicht durch Vermittelung des Ablativs Venere oder Fenere entstehen, um so mehr, da er in der Lebensweise unseres Sängers einen Anklang fand, und noch um so mehr, wenn dieser etwa ein allegorisches Gespräch zwischen sich und Venus gedichtet hätte, worin er ihr entsagt, ähnlich dem oft genannten Gesprächsliede No. I. („Tanh. im Venusberg“) und dem von Walther von der Vogelweide gedichteten Gespräch zwischen sich und der Welt, worin er dieser Gute Nacht sagt (III. 100, 24 ff. Lachm.) Mit Venus war dann zugleich alles, was Mythologie und Aberglaube an sie knüpfte, gegeben. — Ebenso bot „der Berg“ leicht Anknüpfungspunkte dar. Wird er nur erst als Wohnort genannt, so erscheinen auch die Zwerge, welche durch die ganze germanische Mythologie in dem innigsten Zusammenhange mit den Bergen stehen, deren Bewohner sie überall sind. So in dem Liede No. I., in welchem, abgesehen von dem Namen Venus, sonst alles naturgemäss zugeht, und welches uns daher recht deutlich zeigt, wie das Wunderbare sich allmählich eingefunden. Vgl. auch die Stelle von Hammer S. 7. Mit den Zwergen wurden dann auch die andern Bergbewohner, also auch der Tanhäuser, in dem hohlen Innern des Berges gedacht. Zu derselben Vorstellung konnte auch einzelnes aus den Liedern führen. So heisst es z. B. in „Tanhusers Tagwise“ (s. S. 8), in der sich gar nichts wunderbares oder unnatürliches findet, einmal:

hülff mir min fröw uss oberlant,

worunter die Frau oder Königin des Himmels (Maria) zu verstehen. Man sieht leicht, wie diese Stelle, missverstanden, die Voraussetzung eines unterirdischen Aufenthaltes des sie anrufenden veranlassen konnte.

6) Die mittelalterlichen Rittergedichte enthalten viele Stellen, welche christliche Ritter mit muhamedanischen, heidnischen Damen in Liebesverhältnisse bringen, und daran übernatürliche Vorgänge, Zauber u. dergl. knüpfen. Der deutschen Gedichte nicht zu gedenken, erinnere ich, in specieller Berücksichtigung des an die Kreuzzüge sich knüpfenden, nur an die Erzählungen in Tassos befreitem Jerusalem. —

Fasse ich das einzeln gesagte nun zusammen, so denke ich mir also die Tanhäusersage aus folgenden Ereignissen im Leben des Minnesingers Tanhäuser entstanden: Der T. geräth auf seiner Kreuzfahrt wider seinen Willen in entlegene asiatische Gegenden. Er wird in ein Liebesverhältniss mit einer muhamedanischen Prinzessin verstrickt und bleibt nun bei ihr ein Jahr oder mehr. Ueberdruss und Reue wollen ihn in den Schoos seiner Kirche zurückführen, und er pilgert nach Rom. Aber die Kirche oder deren Haupt verwirft ihn; so wendet er, ein aus der Christenheit ausgestossener und gebannter, sich zu seiner muhamedanischen Geliebten in das Morgenland zurück, worauf keine Kunde von ihm mehr zu uns gedrungen, indem er dort verschollen und gestorben ist.

Jahresbericht.

Bis in das Jahr 1852 hinein haben an dem Friedrichs-Collegium drei Männer gemeinsam gearbeitet, die ihren Dienst an der Anstalt bereits im ersten Decennium des Jahrhunderts begonnen hatten: der Director Gotthold, der Professor Lentz und der Oberlehrer Ebel. Gotthold und Lentz traten um Ostern des genannten Jahres gleichzeitig in den Ruhestand: jener als Jubilar, erfreut durch Ehren und Auszeichnungen, wie sie im Lehrstande nur Wenigen zu Theil werden; dieser ohne äussern Glanz, aber beglückt durch manchen Beweis treuer Freundschaft und Anhänglichkeit und voll demüthigen Danks für vieles Gute, was er in seiner mehr als vierzigjährigen Amtsführung erfahren und als Frucht der eigenen Arbeit hatte gedeihen und reifen sehen. Der Oberlehrer Ebel hat seitdem noch volle sechs Jahre mit alterprobter Treue seinen Platz als Lehrer zum Segen unserer Schule ausgefüllt, ein ehrwürdiger Veteran im Kreise der jüngeren Amtsgenossen, aber stets neu verjüngt durch den lebendigen Verkehr mit der Jugend, deren eigenthümliche Art und Natur bei ihm jederzeit volles Verständniss und gerechte Würdigung fand. Doch auch Gotthold und Lentz durften wir nach wie vor zu den Unsrigen zählen. Ihr Herz hing treulich an der Anstalt, der sie von den Jahren jugendlicher Kraft bis in das Greisenalter gedient hatten, und oft fand sich Anlass, bei ihnen bald einen Rath, bald einen Aufschluss aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrung und ihrer Erinnerungen zu suchen. Das nunmehr ablaufende Schuljahr hat diesem wohlthuenden Verkehr ein Ende gemacht. Der Oberlehrer Ebel ist aus dem Amte geschieden, um am Abend seines Lebens der wohlverdienten Ruhe zu geniessen; über Lentz und Gotthold hat sich das Grab geschlossen. Die Lücken, welche der Tod dieser hochverehrten Männer in unserem Kreise hervorbrachte, sind äusserlich freilich unbemerkbar; aber es ist Keiner unter uns Lehrern, der ihr Dasein nicht empfindet. Des verklärten Glanzes, den der Tod über die ganze Persönlichkeit eines Geschiedenen auszugliessen pflegt, bedurfte es für uns in diesem Falle nicht, da wir zu gut wussten, welche Gaben unsere Veteranen besaßen und wie sie mit ihnen hausgehalten. Doch wenn der Abschluss eines Lebens jeden Theilnehmenden auffordert, dasselbe immer von Neuem in seiner Gesammtheit und Ganzheit in das Auge zu fassen: so musste uns freilich das Bewusstsein mit jedem Tage lebendiger werden, wie das Leben der theuren Geschiedenen innig verwachsen war mit dem neuen, kraftvollen Leben, welches für das Friedrichs-Collegium mit dem Jahre 1810 begann, und wie sie selbst in so mancher Beziehung als Vorbilder unter uns standen, zur Lehre für unser eigenes Thun und Wirken, zur Erhebung der Seele in sorgenvollen Stunden, die nun einmal dem treuen Lehrer am wenigsten erspart werden. Darum wird es der Rechtfertigung nicht bedürfen, wenn unser Bericht über dieses Jahr des Scheidens und Trennens vorzugsweise bei den Momenten verweilt, welche den Blick auf eine inhaltvolle und segensreiche Vergangenheit zurücklenken: soll doch das Gymnasium nicht allein vom Geiste der Wissenschaft und Zucht, sondern auch vom Geiste dankbarer Pietät durchdrungen sein.

Das Schuljahr ward im Oktober v. J. unter wenig ermuthigenden Verhältnissen eröffnet. Noch war aus der Stadt die verhängnisvolle Krankheit nicht geschwunden, die jede grössere Gemeinschaft mit Verlusten bedrohte, die auch schon aus unserem Kreise ein Opfer ge-

fordert hatte; und wenn sonst die gemeinsame Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs über die erste Woche eines neuen Jahrescursums festlichen Glanz zu verbreiten pflegt, so konnte diesmal auch diese Feier, wie im ganzen Vaterlande, so auch von uns nur in wehmüthiger Stimmung begangen werden. Doch diese zwiefache Sorge wich mehr und mehr der Hoffnung, und Woche auf Woche verging still unter den gewohnten Freuden und Sorgen unseres Berufs, bis uns der am 18. December erfolgte Tod des Professors C. F. Lentz schmerzlich berührte, wenn die Nachricht von seinem Scheiden auch keine überraschende war. Der Verstorbene hat selbst im Jahre 1814 eine kurze Nachricht von seinen früheren Lebensschicksalen aufgesetzt, mit der ganzen anspruchslosen Schlichtheit, die einen Hauptzug seines Charakters bildete. Sie möge vor Allem hier ihre Stelle finden:

„Am 14. Mai 1785 ward ich zu Stolp in Hinterpommern geboren. Mein Vater ist daselbst Bernsteinarbeiter. Der Umstand, dass meine Grossväter beiderseits Prediger gewesen, trug bei meinen frommen Eltern viel dazu bei, mich schon frühzeitig für den geistlichen Stand zu bestimmen. Meine erste Ausbildung erhielt ich vom Jahre 1792 ab in der lateinischen Schule meiner Vaterstadt. Diese Anstalt bildete für die bürgerlichen Gewerbe recht brauchbare junge Leute, und erfüllte so auf eine rühmliche Art die Bestimmung, die sie den Umständen nach haben konnte. Wie wenig aber für die Bildung der Studirenden gesorgt war, darf denen nicht gesagt werden, die das damalige Schulwesen in mittleren und kleinen Städten kennen: auf der obersten Classe wurde Cornelius Nepos und Muzelli Vestibulum gelesen, der griechischen Sprache und der Mathematik ward garnicht gedacht. Natürlich, dass wohlhabendere Eltern, oder die mehr Verbindungen hatten, ihre Söhne möglichst früh auf auswärtige Gymnasien schickten. Dieses Glück musste ich entbehren. Einigen Ersatz erhielt ich jedoch, als ich, nachdem ich etliche Jahre die oberste Klasse besucht hatte, wegen Umformung der lateinischen Schule zu einer eigentlichen Bürgerschule, die Anstalt verliess, und mit mehreren, die sich dem Studiren widmeten, bei dem, Alters halber von der neugestalteten Schule entlassenen, Rector Bahr Privatunterricht nahm. Hier erweiterte sich nicht nur der Kreis der Studien, sondern gewann auch an innerem Gehalt; die möglichst grösste Gründlichkeit und der angestrengteste häusliche Fleiss verfehlten ihre guten Wirkungen nicht. Endlich ward nach Beseitigung grosser Hindernisse und zugesicherter Unterstützung meines Oheims, des 1804 im Oktober verstorbenen Kaufmanns Lentz zu Königsberg, mein längst genährtes Sehnen erfüllt: ich ging im April 1802 nach Königsberg und trat in das städtische Gymnasium, damals noch schlechthin altstädtische Schule genannt. Mir ward sogleich mein Platz auf der obersten Klasse angewiesen, wo ausser in der Mathematik und Physik nur Hamann unterrichtete. Hier erwachte ich zu einem neuen Leben und arbeitete, ein Glückseliger, in dem neuen geistigen Reiche. Hamanns Vortrefflichkeit floss mir die grösste Bewunderung und die liebevollste Verehrung gegen ihn ein; sein Denkmal leuchtet unverwüsthlich in den Herzen seiner zahlreichen, weit verbreiteten Schüler. Wie gerne hätte ich mich seines geist- und seelenvollen Unterrichts länger erfreut! aber die äussere Noth zwang mich, nach dem Ziele zu eilen; schon zu Ostern 1803 ward ich daher entlassen. Ich bezog die hiesige Akademie und liess mich bei der theologischen Fakultät einschreiben. Unter den verewigten Professoren machten unter andern Kraus durch seine encyclopädischen und praktisch-philosophischen, Hasse durch seine philologischen, exegetischen und pädagogischen, Gensichen durch seine mathematischen Vorlesungen auf mich den stärksten Eindruck. Meine Laufbahn als öffentlicher Lehrer eröffnete ich als Collaborator an der altstädtischen Schule, in welcher Stelle ich etwa ein Jahr bis zum September 1806 blieb. Bald

nach meinem Abgange trat ich als Lehrer in das v. d. Gröbenschc Stipendienhaus, ein Verhältniss, welches unter andern Vortheilen den mir damals erwünschtesten, bei mässiger Arbeit Musse genug für das Privatstudium, gewährte. Unterdess machte ich im September 1807 das theologische Licentiaten-Examen, worauf ich hin und wieder die Gelegenheit zu Uebungen im öffentlichen Kanzelvortrage benutzte. Aber die durch den Krieg geschmälernten Einkünfte des Stipendienhauses machten bald jede mögliche Ersparung nothwendig, die Anzahl der Stipendiaten ward daher bis auf einen eingeschränkt, und ich als jüngster Lehrer erhielt meine Entlassung. Zwar ging nach der damaligen Verfassung der Weg zum Predigtamt nur durch das Schulamt, doch hatte ich letzteres als Zweck an sich achten gelernt und lieb gewonnen. Sehr gerne nahm ich daher im April 1808 eine Lehrerstelle am Collegium Fridericianum, damals unter Aufsicht und Leitung des Herrn C.-R. Wald, an. Nach dem Abgange des jetzigen Herrn Staatsraths Hoffmann ward mir zuerst der Unterricht in der Mathematik auf Prima übertragen, in der Folge erhielt ich daselbst alle übrigen Hauptfächer.

Nach Umgestaltung der Anstalt ward ich am 8. Juli 1810 zum dritten Oberlehrer an derselben ernannt.“

Die Fortsetzung dieses Lebenslaufes, wenn sie, wie hier, nur das amtliche Leben zu berücksichtigen hat, kann in wenige Worte zusammengefasst werden. Die ehrenvolle Stellung, die Lentz an unserer Anstalt geboten ward, gab seiner ganzen ferneren Thätigkeit eine bestimmte Richtung, aus der er nicht wieder gewichen ist, wie denn überhaupt ein unruhiges Drängen und Jagen nach Veränderung nicht in der Art des anspruchslosen und gediegenen Mannes lag. Er ward nach und nach in die zweite, dann in die erste Oberlehrerstelle befördert und im Jahre 1837 durch die Ernennung zum Königlichen Professor ausgezeichnet. Nach Höherem verlangte er nicht; und so hat er in stiller Zufriedenheit treu gewirkt, bis zunehmende Körperschwäche ihn nöthigte, seine Pensionirung nachzusuchen. Aber so einfach sein äusserer Lebensgang sich gestaltete, sein inneres Leben war ein reiches und vielseitig bewegtes bis an das Ende. Was er einst in den Jahren rüstiger Kraft als Lehrer der Mathematik und Physik geleistet hat, davon sprechen unzweifelhaft bedeutende Kenner dieser Wissenschaften noch heute mit Dank und Anerkennung; und dass er mehrere seiner Schüler zu solchen Höhen emporsteigen sah, dazu scheint er selbst mehr beigetragen zu haben, als er in seiner Demuth glaubte. Er war ein Mann des ernsten Studiums und hat sich als solcher in mehreren wissenschaftlichen Abhandlungen von Werth gezeigt; aber er vergass nie, dass sein Arbeitsfeld die Schule war. Wie die Wissenschaft zu behandeln sei, um dem jugendlichen Geiste zugänglich und für dessen Gedeihen wahrhaft förderlich zu werden; wie ein lebendiges Interesse durch Anregung und richtige Leitung des erfinderischen Talents geweckt und erhalten werden könne; wie und wann durch gelegentliche Winke die Gedanken des Schülers auch auf die höheren und schwierigeren Fächer der Mathematik hinzulenken seien, deren Behandlung jenseits der Gränzen des Gymnasialunterrichts liegt, während das eigene Gefühl ihrer Unerlässlichkeit und das Ahnen ihrer hohen Bedeutung wohl geeignet ist, das mehr Elementare, welches als nächste Aufgabe vorliegt, dem Schüler selbst in einem höheren Lichte erscheinen zu lassen: diese und viele Fragen ähnlicher Art hat er unablässig erwogen und auf diesem Wege manches Mittel aufgefunden, seinen Unterricht zugleich eindringlich und erfreulich zu machen. Es ist gern zu glauben, dass der allmählig alternde Mann, den das Alter früher beschlich, als manche in sich festere Natur, nicht mehr nach allen Seiten hin dem Fortgange zweier Wissenschaften zu folgen vermochte, deren Entwicklung in neuerer Zeit eine so bewunderungswürdig schnelle gewesen ist,

und man braucht es nicht als ein Urtheil der Missgunst anzusehen, wenn an den Leistungen seiner spätern Schüler von einem veränderten Standpunkte aus manche Mängel getadelt worden sind. Aber es war sicherlich kein Grund, die Schule, der Lentz angehörte, darum zu bedauern; denn ihm blieben Mittel genug, um heilsam auf seine Schüler einzuwirken, Mittel, deren die einseitige Fachgelehrsamkeit oft nur zu sehr entbehrt. Es giebt wohl wenige Gebiete der allgemein menschlichen Bildung, auf denen Lentz ein Fremdling geblieben wäre, und noch an dem hochbetagten Greise war die Vielseitigkeit der Interessen oft ein Gegenstand des Erstaunens für die, welche sich seines Umgangs erfreuten. Selbst noch in seinen letzten Jahren der Schwäche suchte er Erquickung im fleissigen Studium umfangreicher historischer Werke, wie in der Lektüre lateinischer Dichter, namentlich des Virgil, und wohin das Gespräch sich auch lenkte, überall fand man ihn mit seinen Gedanken heimisch. Je mehr ihm aber alle beschränkte Einseitigkeit verhasst war, um so leichter wusste er schon in den Knaben die Verschiedenheit des inneren Berufs zu würdigen und, so viel an ihm lag, auch in dieser Beziehung Jedem anregend und berathend zur Seite zu stehn. Wer ihn erzählen hörte, wie früh sich an einigen seiner Schüler, die später, namentlich auf dem Gebiete der Kunst, Bedeutendes geleistet haben, bald in diesem, bald in jenem kleinen Zuge die ungewöhnliche und eigenthümliche Begabung kund gab, der konnte den echten und tief blickenden Pädagogen nicht verkennen. Was ihm aber für solche Beobachtungen den Blick schärfte, das war die Fülle der Liebe, mit welcher er die Jugend umfasste. Leider ist das edle Vertrauen, das er in die Jünglinge und Knaben und den in ihnen wohnenden guten Geist setzte, ihm nicht immer mit der Pietät vergolten worden, die dem grauen Haupte gebührt. Er aber beurtheilte Verstösse dieser Art in der kindlichen Arglosigkeit seines Sinnes milder, als leicht ein Anderer, und hat oft ein begütigendes und beschwichtigendes Wort gesprochen. So ist er denn von dem Friedrichs-Collegium mit dem Bewusstsein treu gethaner Arbeit geschieden und mit der Gewissheit, Liebe gesüet und geerntet zu haben. Darum war ihm in seinem stillen Zimmer, in welchem seine Schwäche während der letzten Lebensjahre ihn fast immer festhielt, Jeder ein willkommener Gast, der ihm von dem Zustande der Schule erzählen konnte, und nach seinem Tode gaben vielfache Aufzeichnungen von seiner Hand zu erkennen, mit welcher Treue er jeden einzelnen seiner ehemaligen Schüler auf dem ferneren Lebenswege im Auge behalten hatte, so weit ihm dies irgend möglich war. Als er am Tage vor dem Weihnachtsabend still und ohne Prunk, seiner eigenen Anordnung gemäss, beerdigt wurde, war ein ziemlich grosser Kreis von Männern und Jünglingen um das Grab ihres alten Lehrers versammelt, wo Herr Prediger Dr. Voigt dem Gefühle, das alle Anwesenden beseelte, den würdigsten Ausdruck liess. Während in den hohen Bäumen des Altrossgärtner Kirchhofs ein heftiger Wintersturm sauste, umwehte das Grab des ehrwürdigen Greises der nämliche stille Friede, welcher der edelste Ertrag seines Lebens und der Schmuck seines Alters gewesen war.

Hatte so eine tief ernste Feier das erste Quartal des Schuljahres geschlossen, so brachte uns auch das zweite bei seinem Ablauf eine bedeutungsvolle Stunde, wohl geeignet, die Herzen derer zur Wehmuth zu stimmen, die nicht gewohnt sind, das amtliche Leben von dem innersten Gemüthsleben des Menschen zu trennen. Es war wieder ein Abschied zu feiern, nicht ein Abschied für das Leben, aber doch ein solcher, der dem Kreise der Lehrer sein ältestes, hochgeachtetes Mitglied, der Schule einen Lehrer entzog, der viel Gutes gewirkt und Viele zur Dankbarkeit verpflichtet hatte, ohne je einen andern Lohn zu suchen, als das Bewusstsein, vor Gott und Menschen richtig gewandelt zu haben. Herr Oberlehrer S. Th. Ebel, am 12. Januar 1788 zu Passenheim geboren, auf dem altstädtischen Gymnasium unter Leitung des unvergess-

Eben Hamann, danach durch vielseitige akademische Studien gebildet, hatte schon im Jahre 1808 als zwanzigjähriger Jüngling angefangen, Unterricht auf dem Friedrichs-Collegium zu ertheilen. Er schied 1813 aus dieser Wirksamkeit, um zunächst die Inspection des v. d. Gröbenschens Stipendienhauses, ein Jahr später die Leitung einer Privatlehranstalt zu übernehmen. Mittlerweile hatte die Wiedergeburt des Friedrichs-Collegiums begonnen, und wer selbst in den früheren Zuständen dieser Anstalt bei allem Verfall doch noch die edle Erbschaft einer vergangenen Zeit und die schlummernden Keime einer besseren Zukunft wahrzunehmen vermochte, den musste sie jetzt in ihrem neuen Aufschwunge mächtig anziehen, als sei er verpflichtet, ihr jetzt von Neuem mit voller, ja erhöhter Kraft zu dienen. In diesem Gefühle trat Ebel Ostern 1818 in die ordentliche Lehrerstelle ein, die er volle vierzig Jahre lang mit unermüdlicher und sehr erfolgreicher Treue verwaltet hat. Wenn in den Zeiten, wo unsere Anstalt, vor vielen andern ausgezeichnet, oft ein Gegenstand der allgemeinen Besprechung war, und auch später noch an den tüchtigeren ihrer Schüler namentlich treues Pflichtgefühl und gewissenhafter Ernst in Beachtung des Kleinen gelobt ward, so hatte er an diesem Verdienste grossen Antheil, da er es in nicht gewöhnlichem Masse verstand, den Knaben gleich nach ihrem Eintritt in die Schule diese Richtung zu geben, in welche sich die Kindesnatur nicht gerade leicht zu fügen pflegt. Der Irrthum liegt freilich nah und ist weit verbreitet, rücksichtslose und gleichmässige Strenge sei hinlänglich, in dieser Beziehung alles Erforderliche zu leisten, was in der That ohne Strenge niemals geleistet werden kann; indessen das Gemüth des Knaben ist fest und stark genug, um der Strenge allein einen sehr consequenten Widerstand entgegenzusetzen, wenn es sich nicht durch eine höhere Kraft gezogen und überwältigt fühlt. Es liegt einmal in dem Kinde ein unentwickeltes, aber beinahe untrügliches Gefühl dafür, wer ihm wahrhaft wohl will und Alles, was geschieht, nur zu seinem Besten so und nicht anders anordnet. Wo die Strenge entschieden waltet und doch selten ernstlich gestraft wird, weil die Jugend mit Lust und Fröhlichkeit die rechte Strasse geht, da ist sicherlich mit der Strenge jene Liebe zur Seele des Kindes verbunden, die das A und O aller pädagogischen Weisheit bleibt. Wer mit solcher Kraft auf die jungen Gemüther einzuwirken weiss, dessen Verdienst ist wahrlich ein grosses, aber es bleibt im Stillen und wird oft nicht nach Gebühr gewürdigt. Um so erfreulicher ist es, dass Herr Oberlehrer Ebel die verdiente Anerkennung in vollem Masse zu Theil geworden ist. Ein Zeichen davon war die Ertheilung des Oberlehrertitels im Jahre 1838; durch ein zweites glänzenderes, die huldreiche Verleihung des Rothen Adlerordens IV. Cl., ward dem würdigen Manne die ernste Zeit verschönert, in der er, eben aus dem Amte geschieden, die gewohnte Thätigkeit schmerzlich vermisste, ohne zu verkennen, dass die alternde Kraft der Schonung bedurfte. Sein Austritt erfolgte am 31. März, dem Schlusstage des Winterhalbjahrs. Jede anspruchsvolle Feier hätte dem Geiste unserer Anstalt und der Denkweise des Scheidenden gleich entschieden widersprochen, doch sollte der inneren Bedeutsamkeit der Stunde ihr Recht werden. Nachdem sich sämtliche Lehrer und Schüler auf unserem Saale versammelt hatten und gemeinsam das Lied „Bis hieher hat mich Gott gebracht“ gesungen war, legte der Director eben diese Worte Bis hieher hat mich Gott gebracht zunächst allen der Schule, lehrend oder lernend, Angehörigen an das Herz, da wir auch in dem abgelaufenen Semester manche Segnung und manche Durchhülfe erfahren hatten. Er wandte sie dann auf die Jünglinge an, die im Begriff standen, die Universität zu beziehen, da für sie eine segensreiche Zukunft um so sicherer zu hoffen sei, je tiefer sie es fühlten, wer sie an diesen Wendepunkt des Lebens geführt habe. Schliesslich ward jenes Wort als das Bekenntniss des Greises erwogen, der zum

letzten Male im Kreise seiner Amtsgenossen und Schüler stand und ein langes Leben hindurch mit frommem Sinne an dem Wahlspruch festgehalten hat, der einst ein Wahlspruch unseres Namengebers, Königs Friedrichs I, war: *Der Herr ist meines Lebens Kraft*. Wer es sah, wie nach Beendigung der Feier die Knaben sich um ihren alten Lehrer drängten, als wollten sie ihn nicht lassen, er segnete sie denn, wie die Thränen flossen und manches stille Gemüth sich in Liebe aufthat: der genoss eine der Stunden, die für vieles minder Erfreuliche im Lehrerberuf reichlich entschädigen. Die Worte, welche Herr Oberlehrer Ebel zum Abschiede an die bisherigen Amtsgenossen und Schüler richtete, sind wohl einstimmig mit dem innigen Wunsche beantwortet worden, dass ihm ein freudenreiches Greisenalter beschieden sein und er erst spät dem Lohne derer entgegengehen möge, die richtig vor sich gewandelt.

Als am Mittage des nämlichen Tages die jetzigen und mehrere der ehemaligen Lehrer des Friedrichs-Collegiums um unseren Jubilar zu einem einfachen Festmahl versammelt waren, vermissten wir ungern in dem heiteren Kreise den Director Gotthold, der wegen zunehmender Schwäche die Theilnahme hatte ablehnen müssen. Aber der achtzigjährige Greis trat doch geistig in unsere Mitte, indem er einen poetischen Glückwunsch sandte, voll Geist und Humor und durchweht von einer Frische, die das Alter des Dichters nicht ahnen liess. Gleich belebt und regsam hatten wir wenige Monate zuvor den hochverehrten Mann gefunden, als am 2. Januar der Abschluss seines achtzigsten Lebensjahres uns in aufrichtiger Mitfreude um ihn versammelte, nicht um des Herkommens willen, sondern weil an diesem Tage sich Jeder zu ihm hingezogen fühlte. Unvergesslich wird es uns bleiben, wie der Greis es sich nicht nehmen liess, in liebenswürdiger Geschäftigkeit selbst seine Gäste zu bedienen, wie Heiterkeit und Wohlwollen aus jedem seiner Blicke leuchtete. In ähnlicher Weise, wie einst Kant, hatte er oft den Wunsch ausgesprochen, dieses äusserste Ziel des menschlichen Lebensalters zu erreichen; er hatte, wie Jener Jahr aus Jahr ein mit dem schwächlichen und oft widerstrebenden Körper nach allen Regeln der Kunst gekämpft, indem er auch darin eine Pflicht erkannte: jetzt stand er am Ziele, umgeben von ehemaligen Schülern, auf die er mit Stolz hinblicken durfte, von ehemaligen Amtsgenossen, die nicht das Amt allein mit ihm verbunden hatte, ein erquickliches Bild grossen und freudig erkannten Glückes. Und wer hätte um ihn wehklagen können, als am 25. Juni seinem Leben schnell und unerwartet das Ziel gesetzt ward? Wäre an jenem letzten Geburtstage ein untrüglicher Prophet mit der Verheissung zu ihm getreten, er werde in Kurzem, ohne sich selbst zu überleben, rasch abgerufen werden und einer Krankheit erliegen, welche öfter die rüstige Kraft als die hinfallige Schwäche fortzuraffen pflegt: wie wäre dadurch das Glück des Greises erhöht worden, der wohl auf sich jenes Dichterwort beziehen durfte: *Vixi, et quem dederat cursum fortuna peregi!* Macht doch sein ganzes Leben, wenn man es nur nach den Hauptpunkten überblickt, den nämlichen Eindruck einer selten glücklichen Führung. Er war der Retter und zweite Gründer einer einst bedeutenden Schule geworden, ausgezeichnet durch bedeutende Erfolge in mehr als einer Richtung. Erlebnisse, die anders organisirte Naturen für immer niedergedrückt hätten, schienen ihn wenig zu berühren, wenigstens nicht in das Innerste seines Herzens zu dringen. Er ging seinen Weg fest und entschlossen, wie Wenige, nicht gehemmt durch peinliche Unzufriedenheit mit sich selbst, ja, ich glaube nicht zu Viel zu sagen, so gut wie ganz unbekannt mit dem Gefühle der Rene. Es bedurfte schon näherer Kenntniss der Verhältnisse und einer eingehenderen Betrachtung, um zu sehen, wie auch er die Sorgen des Lehrers und des Directors in trüben Stunden gründlich gefühlt, wie er oft vergeblich gestrebt, oft in den Zielen und Mitteln geirrt hat. Aber auch diese Kehrseite seines Lebens

ist anziehend und lehrreich, denn auch in seinen Fehlgriffen ist der bedeutende Mann nicht zu verkennen.

Als Gotthold zu Anfang des Jahres 1810, eben zweiunddreissig Jahre alt, nach Königsberg kam, um die Leitung des Friedrichs-Collegiums zu übernehmen, fand er eine Aufgabe vor, deren Lösung wahrlich eine rüstige Kraft erforderte. Als Pflanzstätte eines edlen, durch und durch lauterer Pietismus gegründet, hatte die Anstalt an dieser Geistesrichtung lange Jahre treulich festgehalten und durch sie eine Zeitlang nur zu unbedingt geherrscht. Darum verdorrte ihre Wurzel, als der Pietismus die alte Kraft verlor und mehr und mehr vor dem Geiste der Aufklärung zurückwich. Das Friedrichs-Collegium hat nicht zu den stillen Stätten gehört, an welchen in Hoffnung besserer Zeiten das Erbtheil der Väter treu bewahrt wurde; vielmehr ward die Anstalt mit in die neue Strömung hineingezogen, ohne durch sie gehoben und getragen zu werden. Der ererbte Geist, der nun einmal nicht schnell gänzlich aus den Formen weicht, in denen er einst heimisch war, mochte sich in das Neue nicht recht finden, und die Männer, denen die Leitung der Schule anvertraut war, zeigten wenig Kraft, nicht einmal immer die Treue, ohne welche nichts gedeiht. Mängel in der Organisation, die immer wenig bedeuten, so lange der rechte Geist in dem Ganzen einer Anstalt lebt, fingen nun an sehr bedenklich zu werden: auf der einen Seite zu viele Autoritäten — ein Director und zwei Inspectoren; auf der anderen zu wenig Autorität, da der Unterricht nicht von dauernd angestellten und ausreichend besoldeten Lehrern, sondern von Studenten und jungen Candidaten ertheilt wurde. Aeusserlich stand das Friedrichs-Collegium immer noch als eine bedeutende, ja grossartige Anstalt da: ein Gymnasium, ein Alumnat, eine deutsche Schule, dazu eine eigene Kirche und mehrere stark besuchte Armeenschulen, die, hie und da in der Stadt begründet, dennoch mit der Mutteranstalt nicht ausser Beziehung standen. Innerlich ward, etwa seit 1770, der Verfall immer augenscheinlicher. Die Zahl der Schüler sank mehr und mehr, und wenn eine einzelne Klasse einmal von kundigen Revisoren gelobt wurde, die ganze Schule lobte Keiner; mit dem Sinken der geistigen Bildung verlor aber auch die Sittenzucht an Ernst und Gewissenhaftigkeit. An Tadel fehlte es nicht. Das Ober-Schulcollegium ermahnte nach Durchsicht der Abiturienten-Arbeiten bald, gründlicher zu unterrichten, bald, den Geschmack mehr zu bilden — an sich wahre, aber wesenlose Allgemeinheiten, die nichts schaden und nichts nutzen. Hier that ein Mann noth, der selbst Wissen und Geschmack besass, der fest genug war, die Strenge der Zucht herzustellen, den endlich Natur und Uebung mit jenem Scharfblick ausgestattet hatte, welcher schnell erkennt, was von alten Institutionen abgestorben, was lebensfähig ist.

Dass Gotthold, noch in jugendlichem Alter und erst durch wenige Jahre amtlicher Thätigkeit bewährt, an diesen Platz gestellt wurde, darf nicht als ein *experimentum in anima vili* gedentet werden. Der grosse Friedrich August Wolf hatte für ihn gutgesagt, und ein so tiefblickender Mann, wie Wilhelm v. Humboldt, glaubte in seiner Persönlichkeit die Gewähr des glücklichen Erfolges zu erkennen. Darum ward ihm, als wäre die eine grosse Aufgabe allein noch nicht genug, gleich bei seinem Kommen Sitz und Stimme in der Wissenschaftlichen Deputation für Ostpreussen und Litthauen eingeräumt; selbst eine Revision der lateinischen Schulen Königsbergs, die mit Ausnahme des Altstädtischen Stadtgymnasiums ein kümmerliches Leben hinschlepten, ward ihm, als vorurtheilsfreiem Kenner, übertragen. So wenig mied man die Gefahr, ihn von vorne herein als einen Reformator zu charakterisiren, das heisst als einen Mann, der bestimmt ist, Vielen unbequem zu werden.

Es war eine Freude, den Greis von jenen ersten Jahren seiner hiesigen Wirksamkeit, der

Frühlingszeit seines amtlichen Lebens, erzählen zu hören. Sein ganzes Herz ging auf in der Erinnerung, wie damals lernbegierige, unermüdlich fleissige Jünglinge ihm zuströmten, das demüthige Bekenntniss im Munde, dass sie wohl einsähen, von Neuem anfangen zu müssen; wie mit dieser arbeitsmuthigen Schaar in kurzer Zeit Unglaubliches geleistet, ein umfangreiches griechisches Werk in wenigen Wochen gelesen wurde; wie das Publikum anfang, in mehr als einer Hinsicht den Namen Fridericianer als einen Ehrennamen anzusehn. Und in der That waren die Verhältnisse solchen Erfolgen in seltenem Masse förderlich. Von den fünf lateinischen Schulen der Stadt wurden drei ohne Weiteres zu Bürgerschulen umgestaltet und mussten entlassen, was sie etwa an höher strebenden Schülern besaßen. Auch die altstädtische Schule, die ihren Rang als Gymnasium behauptete und unter Hamanns Leitung lange eine gesegnete Pflanzstätte des Geistes war, fing mit dem Jahre 1811 an merklich von ihrer Höhe herabzusinken, seitdem die traurigen Zerwürfnisse begannen, die den hinreissenden Geistesschwung des seltenen Mannes lähmten und wohl sehr Viel dazu beitrugen, dass sein Leben ein so kurzes war. Dass aber unter den heranreifenden Jünglingen immer und überall Viele sind, in deren Gemüth ein mächtiger Zug nach Oben schlummert, der, einmal durch eine neue Anregung geweckt, nach langer Ruhe unwiderstehlich hervorbricht und alle natürliche Kraft der Trägheit überwältigt: das hat eine beglückende Erfahrung oft dargethan. Liest man das Programm des Friedrichs-Collegiums vom Jahre 1814, in welchem Gotthold über die ersten Jahre seines Directorats berichtete, so erblickt man darin im Wesentlichen das nämliche Bild welches dem Greise in so glänzenden Farben vor der Seele stand; überall entschlossenes Handeln und rascher Fortgang. Aufgehoben war die deutsche Schule, als ein fremdartiger Anhang, welcher dereinst besser durch eine Elementarklasse ersetzt werden könne; aufgehoben war ebenfalls das Alumnat, da der Director und die in der Anstalt wohnenden Lehrer bereit seien, Pensionaire aufzunehmen, wodurch das Verlorene reichlich ersetzt werde. Zu einer Lesebibliothek für die Schüler war der Grund gelegt, nicht minder zu einem Unterstützungsfond, aus dem in Zukunft arme Knaben mit Schulbüchern, freiem Tisch und Geld versehen werden sollten. Die Zahl der von Ostern 1810 bis zum August 1814 neu Aufgenommenen betrug 423; zu den fünf ursprünglichen Klassen war eine sechste, dann eine siebente hinzugekommen. Vor Allem jedoch war dem schwankenden Zustande des Lehrercollegiums ein Ende gemacht und eine Anzahl tüchtiger, zum Theil sehr ausgezeichneten Männer durch ehrenvolle Stellung und auskömmliches Gehalt für die Anstalt gewonnen. Aber das Gefühl von Befriedigung, welches selbst in diesen kurzen Angaben sich ausspricht, war keineswegs von Dauer; mit dem hoffnungsvollen Anfange hielt der Fortgang nicht gleichen Schritt. Die ersehnte und schwer zu entbehrende Elementarklasse blieb im Wesentlichen ein frommer Wunsch, und man kann es jetzt, nach beinahe fünfzig Jahren, wohl aussprechen, dass jene erste radicale Massregel eine übereilte war und dass bei zweckmässiger Umgestaltung die alte deutsche Schule ein grosser Segen für unsere Anstalt hätte werden können. Auch die Pensionate der einzelnen Lehrer hatten keinen dauernden Bestand und entsprachen nicht durchweg den Erwartungen. Gotthold selbst musste sehr bald von der Behandlung seiner Pensionaire sprechen, da er für Andere nicht Zeugniss ablegen könne — zum sicheren Beweise, dass es überall sehr schwer ist, die Einheit des Geistes zu erhalten, wenn man zu bereitwillig die Einheit der Form geopfert hat. Die Schülerbibliothek, von deren „langsamem Fortgang“ gelegentlich in einem Programm die Rede ist, war noch vor wenigen Jahren höchst unzulänglich und kaum ihres Namens werth. Der Unterstützungsfond hat Jahr für Jahr den Bedürftigen freie Schulbücher geliefert; zu mehr jedoch reichten seine Mittel nicht hin und

auch er konnte nicht leisten, was er eigentlich zu leisten bestimmt war. Ueberhaupt flossen die Unterstützungen auch von anderer Seite immer spärlicher: der Verein für Wissenschaft und Kunst sorgte im Jahre 1818 für fünfzehn Schüler unserer Anstalt, vier Jahre später nur noch für sechs, und bald nahm die Zahl noch weiter ab. Die Frequenz der Schule blieb freilich im Steigen, bis sie sich im Jahre 1822 auf 326 belief. Aber in dem Programm eben dieses Jahres stellte Gotthold vor aller Welt seinen Fridericianern ein sehr niederschlagendes Zeugniß aus: das Vaterland habe Ursache zu trauern, dass es nur auf drei Fünftheile seiner Schuljugend allenfalls rechnen dürfe, und günstiger stelle sich seiner Erfahrung nach das Verhältniß der erträglichen Schüler zu den ganz schlechten nicht. Er war ein viel zu redlicher Charakter, als dass er sich über den Zwiespalt zwischen seinen einstigen Hoffnungen und der Wirklichkeit hätte täuschen können, ein zu denkender Mann, als dass er nicht ernstlich dem Grunde der betrübenden Erscheinung nachgeforscht hätte. Aus solchen Ueberlegungen erwuchs seine Schrift „Ein Blick auf Ostpreussens Bildungsanstalten“, deren erste Abtheilung 1823 erschien. Jedoch so viel Interessantes die Abhandlung auch enthält, so ist doch, bei allem gründlichen Zurückgehen bis in die Zeit des deutschen Ordens, das Problem, warum das Friedrichs-Collegium, trotz vierzehnjähriger gewissenhafter Arbeit, immer noch hinter dem Erreichbaren zurückbleibe, keineswegs durch sie gelöst. Es bewährt sich durch die historische Untersuchung nicht, dass irgendwelche spezifische Gebrechen die preussische Natur von der höheren und höchsten Bildung ausschlossen; und hatte sich zu Zeiten in dieser Provinz und Stadt das geistige Leben plumper und schwerfälliger bewegt, als anderwärts, so war in diesen Verhältnissen doch unendlich Vieles durch Kants grossartiges und gerade auch für die Cultur der Provinz so bedeutsames Wirken geändert. Auch scheint Gotthold selbst in seinen Resultaten kein volles Genüge gefunden zu haben. In späterer Zeit mass er die Schuld den Verirrungen des Zeitgeistes bei, unter denen mit dem Hause die Schule litte. Hier hatte er in vielen Stücken unzweifelhaft die Wahrheit für sich, aber eine Wahrheit, die keinen Trost in sich schliesst, keine Mittel zur Abhülfe bietet. Diese zunehmende Misstimmung ward in den späteren Jahren seines Directorats durch manche unerfreuliche Erfahrung verschärft. Die Frequenz der Anstalt nahm sehr ab, und mag man auch weit von dem Wahne entfernt sein, als zeige sich der Werth einer Schule in der Masse ihrer Schüler; mag man die Gefahren der Ueberfüllung keineswegs gering anschlagen: das bleibt doch wahr, dass das Sinken und Abnehmen eine Prüfung ist, gegen die der fröhliche Muth nicht immer Stand hält. Dazu kamen manche Reibungen mit seinen nächsten Amtsgenossen und ein zunehmender Unglaube in Betreff des inneren Werthes der Jugend. Er nannte wohl noch gelegentlich am Schlusse scharfer Strafreden seine Schüler die besten, aber nur die besten unter den durchaus schlechten Söhnen einer entarteten Zeit. Nicht allein die Schwäche des Alters und die Freude am einsamen Studium hielt ihn in seinen letzten Amtsjahren von der Schule so fern, als es sich irgend mit dem Gesetze vertrug: er wandte sich verstimmt von der Gegenwart ab und lebte lieber der Erinnerung an bessere Zeiten, wo mit den Hoffnungen noch die Erfüllung Hand in Hand ging.

Wenn wir nach dem Grunde jenes theilweisen Misslingens oder nur halben Gelingens fragen, so wird uns die Betrachtung auf Gotthold selbst zurückführen: in ihm selbst lagen die widerstrebenden Gewalten, welche der Mann, der sonst das Abwehren und Herrschen so wohl verstand, doch nicht zu bannen vermochte. Wir treten mit diesem Worte keineswegs der Pietät gegen den aufrichtig verehrten Greis zu nahe. Es erging ihm, wie manchem vorzüglichen Menschen, dass eben das, was seinen höchsten Werth ausmachte und die innerste Kraft seines

Lebens war, ihn selbst in seinem Wirken einschränkte und seine Erfolge hemmte, weil er zu ausschliesslich dem inneren Zuge folgte und für Gesetz hielt, was nur für ihn Gesetz war. Darum bot er, der doch kein Mann der Halbheit oder der Künstlichkeit gewesen ist, auch der persönlichen Beurtheilung so sehr verschiedene Seiten. Ein gewisses Mass von Hochachtung hat ihm wohl nicht leicht irgend Jemand versagt; aber Mancher wurde irre an ihm, und auch ihm trifft das Wort: „gepriesen viel und viel gescholten.“

Wie so viele seiner Zeitgenossen hatte auch Gotthold den für das ganze geistige Leben entscheidenden Impuls durch Friedrich August Wolf erhalten. Durch ihn ward er für immer der Theologie entfremdet und ganz gewonnen für die Idealwelt des Alterthums, welches der grosse Meister, bei aller Strenge und Tiefe seiner Forschung, mit so begeisternder poetischer Kraft aufzufassen und zu schildern verstand. Nach Ablauf des Trienniums wurde ihm auf einer längeren Reise der erste Einblick in die Herrlichkeit Italiens vergönnt, und kaum von dort nach Berlin, seiner Vaterstadt, zurückgekehrt, schloss er sich an einen Kreis begabter und poetisch angeregter junger Männer, die ihre Begeisterung für die Literatur des romanischen Südens bald auch ihm mittheilten. Nicht unbedingt zu seinem Heile, wie er selbst in späteren Jahren erkannte; denn es fehlte ihm einmal der mystische Zug der Seele, ohne den volles Verständniss und wirkliche Aneignung der Romantik unmöglich ist, und ihn zerstreute nur, was für Andere das Centrum des geistigen Lebens ward. Diese Eindrücke der Jugend haben in ihm fortgewirkt bis an sein Ende: er war und blieb ein Idealist im vollen Sinne des Wortes. Ohne Poesie zu leben, wäre er nicht im Stande gewesen, und er war nicht allein ein unermüdlicher Leser und Lobpreiser zahlreicher Dichterwerke, auch seine eigenen Gedanken ergossen sich am liebsten und am leichtesten in poetischer Form. Man kann in vielen seiner Gedichte mit Recht den höheren Schwung, in manchen den Wohlklang der Sprache vermissen; aber auch das minder Gelungene lässt doch einen Geist erkennen, der hoch über den Wassern der Alltäglichkeit schwebt. So sehr sein schwaches Auge der Schonung bedurfte, umgab er sich doch gern mit Gemälden, die seiner Denkweise entsprachen, und selbst mit der Baukunst suchte er mehr als oberflächlich bekannt zu werden. Am innigsten schien ihm aber mit der Poesie die Musik verschwistert. Er war ein guter Sänger, bis seine Stimme abnahm, ein sicherer Klavierspieler, bis das Alter ihm auch diesen Genuss raubte, ein gründlicher Kenner der Theorie und Geschichte der Kunst, ein eifriger und vom Glück begünstigter Sammler seltener und bedeutender Compositionen. Nicht minder trieb ihn auf dem Gebiete der Wissenschaft sein Idealismus von jedem erreichten Ziele aus sofort wieder einem neuen erstrebenswerthen Ziele entgegen. Sein Interesse kannte keine Grenzen; die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, die er durch unablässiges Lesen und Sammeln noch als Greis erweiterte, war nicht weit von der Allseitigkeit entfernt. Aber auch in der Wissenschaft blieben die Theile ihm die anziehendsten, in denen es darauf ankommt, das Walten eines künstlerisch gestaltenden Geistes in dem Wechsel der Formen zu erkennen und künstlerische Gedanken nachzudenken. Darum erfreute ihn ganz besonders jeder Fortschritt in der Erkenntniss des Versbaues und des Rhythmus überhaupt; darum legte er einen hohen Werth auf die genaue Bekanntschaft mit gewissen besonderen Wendungen der Sprache, besonders der griechischen, in denen halb unbewusst eine eigenthümliche Ansicht der Dinge den ihr allein entsprechenden Ausdruck gefunden hat. Bezeichnend für seine Sinnesweise ist es, dass gerade Göthe's Metamorphose der Pflanze ihn in bereits vorgerücktem Alter auf das Studium der Botanik führte, nächst welcher dann auch andere Fächer der Naturwissenschaft seine Theilnahme gewannen. So strebte er in platonischem Sinne zu der Höhe empor, von welcher der Geist Wissen und

Kunst zu einem harmonischen Ganzen geeint überschaut, auf der dem sterblichen Auge ein Blick in die höhere Welt sich aufthut.

Auf solchem Grunde ruhte Gottholds begeisterte Liebe zu dem Gymnasium, als der Idealschule, und zwar zumeist zu dem, wie es von Wilhelm von Humboldt geschaffen war, Forderungen an die Schüler stellend, die er selbst gern als hochgespannte bezeichnete, deren jede ihm aber unerlässlich schien, wenn die Bildung zum Idealen gedeihen sollte. Theuer blieb ihm indessen das Gymnasium auch dann noch, als in diesem Stücke sich Manches geändert hatte. Wer an diesem Institut zum Ritter werden wollte, mochte nun die bedrohte Gesundheit der Schüler oder die angeblich gefährdete Religion den Ausgangspunkt bilden, der entlockte unfehlbar Gotthold eine Vertheidigungsschrift, auch wohl mehr als eine. „Ich habe wenig geschrieben“ — sagte mir einmal der bald Achtzigjährige — „und nichts besonders Bedeutendes; aber auf die Gymnasien habe ich nichts kommen lassen, und das heisst doch auch etwas gethan.“ In vollen Flammen konnte darum sein Unwille aufodern, wenn er das ideale Streben seines Friedrichs-Collegiums und die Stellung eines Directors, der ernstlich dem hohen Ziele nachjagte, verkannt, oder wenigstens unverstanden sah. Alle Schreiberei, die ohne fruchtbare Wirkung um der Form willen gefordert ward, hasste er gründlich als banausischen Zeitverderb; alles kleinliche und misstrauische Controliren verletzte ihn tief, zumal wenn daneben in zu bequemer Allgemeinheit, so bald hier oder da ein gröberer Verstoß zu Tage kam, Warnungen vor solchen Fehlgriffen ohne Unterschied auch an solche Schulen erlassen wurden, die ihre Ehre darin setzten, der Warnung nicht zu bedürfen. Auch die jetzt mehr und mehr abkommende Unsitte, Gymnasiallehrer auf bedeutende Schulgeldquoten anzuweisen, war ihm in innerster Seele zuwider: er verlangte freie Handhabung der erworbenen Geldmittel, um die Schule im Inneren immer vollständiger auszubauen, und wusste wohl, wie nichts sicherer den idealen Sinn erstickt, als selbstsüchtige Berechnung. Welche Lehrfächer ihm vorzugsweise geeignet schienen, in jungen Gemüthern den Zug zum Idealen zu wecken und zu nähren, darauf deuten schon die Titel seiner ersten Königsberger Programme hin. Das erste, 1811 erschienene, enthält „Gedanken über den Unterricht im Gesange auf öffentlichen Schulen“; im nächsten Jahre erfolgten zwei Abhandlungen über Stellen aus den Biographien des Plutarch; dann, 1813, eine Untersuchung einiger Mängel der deutschen Verskunst. Der Adel des Tons, die Anmuth des Rhythmus, Einführung in die Dichterwelt des Vaterlandes, nicht blos zu hinnehmendem Genuss, sondern zu eindringendem Verständniss, geschärft und gebildet durch eigene Versuche, endlich das ernste Studium derjenigen Sprache, in der am reinsten eine ideale Weltanschauung sich wiederspiegelt: das waren ihm die Quellen, aus denen der jugendliche Geist den Muth eines idealen Lebens trinken sollte. Alles, was daran erinnerte, dass das Ideal auf schwer zugänglichen Höhen wohnt, alles Formlose und Ungeschlichte der Jugend fand an ihm den strengsten Richter. Jedes Ungeschick in der Bewegung des Körpers konnte ihn aufbringen, wie er denn den gymnastischen Uebungen entschieden das Wort redete. Seine volltönende, metallreiche Stimme hatte er in seltenem Masse ausgebildet und seine Sprache von allem Dialektischen völlig befreit; er war recht eigentlich ein Virtuose im Sprechen. Gleiches verlangte er nun auch von seinen Schülern und konnte sehr ungeduldig werden, wenn die Zunge sich nur langsam an die edleren Töne gewöhnen wollte. Man hat ihm in dieser Beziehung oft Willkür und eigensinnige Uebertreibung vorgeworfen, aber er konnte nicht anders: dem Idealen gegenüber liess sich dem Provinzialen keine Berechtigung zugestehen. Dass eine solche Bildung durch das Schöne zum Schönen nicht Jedermanns Sache war; dass sehr viele Versuche erfolglos blieben; dass Ziel und Me-

thode mehr verkannt, als anerkannt wurde: wen könnte das wundern? Aber das in sich sichere Wirken eines Mannes voll Geist und Kraft bringt dennoch unfehlbar seine Frucht. Die bedeutenderen Schüler Gottholds haben freilich nicht alle Antipathieen ihres Meisters, deren er viele und sehr scharf zugespitzte hegte, von ihm geerbt; von seinen Sympathieen aber ist Keiner unberührt geblieben, und Keiner hat im Leben das gänzlich aus dem Auge verloren, was dem alten Lehrer für das Schönste und Höchste galt. Die edle — ich möchte sagen — Familienähnlichkeit, an der sie kennlich sind, ist das ehrendste Zeugniß für die belebende und gestaltende Kraft, die aus Gottholds Idealismus strömte.

Aber es fehlte diesem anziehenden Bilde auch an der unerfreulichen Kehrseite nicht. Es liegt einmal im Wesen des Idealismus, dass er zu rechter und voller Befriedigung nicht führen kann, dass er oft verleitet, in dem Realen und Wirklichen zu wenig die Schöpfung und Ordnung Gottes zu erkennen und die Weisheit zu überhören, die aus dem Gange der geschichtlichen Entwicklung zu dem lebenden Geschlechte spricht. Von solchen Irrthümern ist auch Gotthold nicht frei geblieben. Man kann es nur bedauern, dass der Idealismus seine wissenschaftliche Thätigkeit nach zu vielen Richtungen zersplitterte, als dass er, ungeachtet seiner Befähigung und seines unermüdlichen Fleisses, es auf irgend einem Gebiete zur Meisterschaft hätte bringen können. Am anhaltendsten und eindringlichsten hat er sich, theoretisch noch mehr als praktisch, mit der Kunst beschäftigt, antike Metra in deutscher Sprache nachzubilden; hier aber war die Wahl des Faches selbst eine nicht glückliche. So viele feine Bemerkungen auch seine zahlreichen Schriften über diesen Gegenstand enthalten, ist es doch auch ihm nicht gelungen, feste Ordnung in das Hin- und Herschwanken der Legion mittelzeitiger Sylben zu bringen und Grundsätze aufzustellen, welche das Gepräge objektiver Nothwendigkeit trügen. Ja, es bezeichnet doch ein gründliches Verkennen des Standpunktes, wenn die oft von ihm ausgesprochene Wahrnehmung, dass der deutsche Hexameter, auch der streng und tadellos gebaute, dennoch einen wesentlich anderen Takt habe, als der griechische und lateinische, ihm mehr erfreulich, als niederschlagend erschien. Auf den meisten zahlreichen Gebieten des Wissens, welche sein Geist berührte, konnte er es natürlich nicht weiter bringen, als bis zu einer übersichtlichen Kenntniß der Literatur und gewisser allgemeiner Grundprinzipien, welche der gediegene Meister des Faches in der Regel am wenigsten gern im Munde führt, während der Dilettant sich am liebsten auf ihnen hin und her wiegt. Gotthold war sich dieses bedenklichen Zuges zum Allgemeinen selbst bewusst und äusserte wohl halb scherzhaft: „Ich habe darum so wenig gelernt, weil es mich immer treibt, gleich auf die ersten Anfänge zurückzugehen, und ich da dann so Vieles anders ansehe, als Andere.“ Dann aber drängte ihn doch die Lehrhaftigkeit seiner Natur wieder, das neu Gewonnene zu verarbeiten und nach seinem Sinne nutzbar zu machen, wo es denn nicht fehlen konnte, dass er in mancher seiner Schriften als Lehrer auf einem zu schwankenden Unterbau stand. In seinen spätern Jahren gerieth er mehr und mehr in das sogenannte Hinwerfen von Ideen zu Anderer Frommen: ein Ausdruck, der erfahrungsmässig meistens von solchen Ideen gebraucht wird, welche längst geworfen sind, die aufzunehmen aber Keiner der Mühe werth achtete. Die hierin sich kundgebende Geringschätzung des Realen und des Stoffes selbst auf dem Gebiete der Wissenschaft trat in seiner Denkweise nach einer anderen Richtung hin mit noch weit energischerer Schroffheit hervor. Niemand hat je den Dampf und seine Kräfte, die Eisenbahn und die Fabrikschornsteine glühender gehasst, als er. Dass diese neuen Siege über den Widerstand der Materie, über Raum und Zeit, doch zuletzt geistiger Art sind und dem Idealen neue Bahnen eröffnen, davon wollte er nichts wissen; er klagte unablässig bis an

sein Lebensende und leitete aus dieser Quelle die Barbarei des Zeitalters her, die ihn qualte und ängstigte. Selbst die in den gangbaren Schulpvorschritten übliche Schreibweise war ihm bedenklich, als viel zu kaufmannsmässig und von der Praxis des Alltagslebens inficirt; er liess nach eigener Angabe neue anfertigen, wie sie für die Idealschule sich eigneten, — einfache und kräftige Züge, aber zum Theil fremdartig und mehr geeignet, Widerspruch hervorzurufen, als wesentliche Fortschritte herbeizuführen. Auch die Menschen mussten gelegentlich die scharfen Ecken seines Idealismus empfinden. Der alte Unterschied zwischen Literaten und Pragmatikern bestand bei ihm noch in voller Kraft. Wie er von seinen ehemaligen Schülern sich derer am liebsten erinnerte, die in höheren oder niederen Stellungen ganz der Wissenschaft und dem Idealen dienten, so hegte er ein starkes Misstrauen gegen Alles, was Beamter hiess. Hatte Einer oder der Andere dieses Standes sich vermessen, schon von sehr bescheidener Höhe aus die Wissenschaft aus der Vogelperspektive, wie sie es nannten, betrachten zu wollen, so liess Gotthold auch die Unschuldigen bei Gelegenheit dafür büssen; er konnte dann sehr ausfallend werden und bereitete sich manchmal unangenehme Rückschläge. Aber um so aufrichtiger war auch seine Bewunderung, wenn er mit der gediegenen Tüchtigkeit des geschäftlichen Wirkens den idealen Schwung des Geistes verbunden fand. Wilhelm v. Humboldt stand ihm als ebenbürtige Grösse neben Wolf, und er hat unter den Lebenden wohl Keinen inniger verehrt, als den hochverdienten Förderer des preussischen Gymnasialwesens, den Wirklichen Geh. Ober-Regierungsrath Herrn Dr. J. Schulze. Das in allem Wechsel der Zeiten unveränderte Wohlwollen dieses Mannes pries er als einen kostbaren Erwerb seines Lebens. Persönlich vertrug er sich auch sehr gut mit dem kräftigen und originellen Dinter, der genug tüchtige altsächsische Gelehrsamkeit mit in sein hiesiges Amt gebracht hatte, um Gottholds Werth richtig zu würdigen, und deshalb manchen unvermeidlichen Ausbruch der Ungeduld mit grosser Langmuth von ihm hinnahm. Fast tragisch möchte man es aber nennen, dass der unermüdliche Vorkämpfer des Gymnasiums in einseitiger Verfolgung idealistischer Spekulationen an dem Gymnasium der Wirklichkeit, das auf die Erfahrung dreier Jahrhunderte gestützt dasteht, immer mehr irre ward und von einer neuen Schöpfung der nicht zu fernem Zukunft träumte, die in sich die stärksten Widersprüche trägt, ihm aber reizend genug schien, um ihn für das positiv Gegebene immer mehr zu verstimmen. Auffälliger ist sein Idealismus nie in die Irre gegangen, als in der kleinen Schrift, in welcher er im idealistischen Jahre 1848 das „Ideal des Gymnasiums“ zeichnete. Ein Luftbau ganz im Stil von Spitzbarts Ideal einer vollkommenen Schule, der bei jeder Berührung mit der Wirklichkeit, der zukünftigen nicht minder, als der gegenwärtigen, in sich zusammenstürzen müsste. Sogar für die Baulichkeiten eines Gymnasiums hatte der Greis einen Idealtypus ersonnen, von dem er gern erzählte, ein Mittelding zwischen Bienenkorb und Zellengefängniss; und selbst sein im Uebrigen einfacher und gesunder Geschmack konnte ihm diese Ausschreitungen seines Idealismus nicht verleiden. Auch jene drei Mittel, durch welche Gotthold die Jugend in seine Geistesrichtung hinüberzuziehen strebte, waren nicht alle gleich unbedenklich. Die Uebungen im deutschen Versbau haben manchem begabten Schüler allerdings das Ohr geschärft und gebildet; die nächsten Erfolge aber, die so entstandenen Gedichte, von denen eine Anzahl schon im Programm des Jahres 1816 mitgetheilt ist, boten wenig Erfreuliches: und wie nahe lag die Gefahr, dass schon der Knabe, auf erlernte Regeln hin, deren Gültigkeit keine unzweifelhafte ist, an den grossen Dichtern der Nation zum altklugen Kritiker wurde, zumal Gotthold nicht unterliess, in seinen Schulschriften auf ihre metrischen Schwächen hinzuweisen. Noch gefährlicher hätte seine sehr ausschliessliche Vorliebe für das Griechische

werden können, wäre es ihm auf die Dauer gelungen, seine Schüler zu gleicher Einseitigkeit zu begeistern. Es ist schwer zu begreifen, wie grade er die lateinische Sprache so sehr herabsetzen, ja sie aus seinem idealen Lehrplane ganz entfernen konnte, als ob die wunderbare disciplinirende Gewalt, welche die Sprache der Disciplinirer der Welt noch heute auf den jugendlichen Geist ausübt, für den öffentlichen Unterricht durch den Zauber des Griechischen irgend zu ersetzen wäre. Dennoch arbeitete er, namentlich als Lehrer in Prima, mit Aufbietung aller Kraft dahin, die griechischen Stunden zum eigentlichen Centrum der Idealbildung zu machen; aber er ward von Jahr zu Jahr mit den Ergebnissen seiner Mühe unzufriedener. Dann schalt er wohl auf den Geist der Zeit, der bei allem sonstigen Zwiespalt der Richtungen darin einig sei, das Griechische zu erdrücken; öfter noch auf die Schüler, welche die Gräcismen nicht lernen wollten und nicht repetirten, oder wie sonst die tadelnden Wendungen hiessen, die er nicht selten bei der vierteljährigen Censur in die Zeugnisse sämmtlicher Primaner ohne Unterschied in wörtlich gleicher Fassung schrieb. Den Glauben, dass erst aus jedem einzelnen Autor selbst die Methode, ihn zweckmässig mit Schülern zu behandeln, erlernt werden müsse, und dass bei richtiger Behandlung ein Zug der Wahlverwandschaft zwischen dem empfänglichen Gemüth eines Jünglings und den schlichten, grossen Geistern des Alterthums unfehlbar das Geschäft des Lehrers fördere und erleichtere, hielt er für einen gutmüthigen Traum. „Die Jugend“ — sagte er dann wohl — „ist eine zähe, störrische, widerstrebende Masse, die nichts thut, wenn sie nicht Zwang empfindet, der jede Regung und Bewegung bestimmt bis in das Einzelste vorgeschrieben werden muss.“ Aber ein grosser Theil der Schuld lag in der Eigenheit des Lehrers selbst, den der Idealismus zu leicht um die Concentration brachte, ohne welche selten ein bleibender Erfolg erzielt wird. Hatte er Anfangs in eigens dazu bestimmten Lehrstunden die Primaner in die realen Fächer der Alterthumskunde eingeführt, so ward später ein grosser Theil des Inhalts dieser Lectionen mit in die Interpretation der Schriftsteller gezogen; und jemehr der Kreis seiner Studien und Interessen sich erweiterte, desto häufiger wurden die Excurse und Digressionen. Kam es dann zur Probe, ob der Schüler vertraut mit dem Autor selbst geworden sei, so blieben natürlich die Leistungen sehr weit hinter den hochgespannten Anforderungen zurück. Dennoch hielt er viel auf diese seine Interpretationsweise und entzweite sich ihr zu Ehren mehr als einmal mit seinen philologischen Amtsgenossen, wie ihm denn überhaupt auch auf dem Boden des collegialischen Lebens aus seinem Idealismus manche bittere Frucht erwachsen ist. So gern er solche Lehrer an dem Friedrichs-Collegium wirksam sah, die nicht allein als Lehrer, sondern auch als Männer der Wissenschaft und akademische Docenten sich auszeichneten, und so sehr er in dieser Beziehung vom Schicksal begünstigt ward: schien es ihm doch unleidlich, wenn die verschiedenen Interessen sich einmal kreuzten, und nicht Jeder stets bereit war, gute Stunden auf Arbeiten zu verwenden, die für das Gedeihen der Anstalt keinen Gewinn auch nur hoffen liessen.

Zeigt sich so Gottholds geistiges Leben und Wirken, das Licht wie der Schatten, ganz durch eine Grundrichtung bedingt, so ist mit gleicher Wahrheit sein gesamtes sittliches Handeln auf einen überall zu Tage tretenden Grundzug zurückzuführen. Neben dem Idealismus geleitete ihn ein zweiter Genius, ernster und minder poetisch, aber nicht weniger mächtig: die Consequenz. Auch sie hat ihm oft Verkennung zugezogen; aber sie brachte ihm innerlich weniger schmerzliche Stunden und gab ihm zugleich die Kraft, manche Trübsal von sich abzulehnen oder mit vielem Gleichmuth zu dulden. Ihr dankte er die lange Dauer seines Lebens und die Erträglichkeit noch seines höchsten Alters. Eine conse-

quentere und gleichmässigere Existenz, als die, welche er führte, um die Lebenskraft zu bewahren, so lange es möglich war, ist nicht zu denken. Er hat Monate, wo nicht Jahre, von Stunde zu Stunde in ausnahmsloser Gleichförmigkeit zugebracht und manche sehr lästige Einschränkung, die ihm als heilsam empfohlen war, mit unerschütterlicher Treue beobachtet, als gehörte sie mit in den natürlichen Gang des Daseins. Als sein Auge immer schwächer ward und keine Brille ihm helfen konnte, verzagte er dennoch nicht: viele Jahre lang hat er zahllose Bücher durch eine scharfe Loupe mühsam von Wort zu Wort gelesen, und selbst in den klaren, festen Zügen seiner Handschrift zeigte sich keine Aenderung. Man konnte es nicht ohne Ehrfurcht ansehen, wie mannhaft der Greis um die Nahrung des geistigen Lebens kämpfte. Ein glänzendes Denkmal seiner Consequenz war nicht minder die aus 50000 Bänden bestehende Bibliothek, die er bei nur mässigen Einkünften nach und nach gesammelt hatte und mit gleichem Eifer auch dann noch vervollständigte, als sie schon längst durch Schenkung in den Besitz der Königlichen Bibliothek übergegangen war. Ein solches Sammeln selbst hatte in seinen Augen sittlichen Werth, und unerträglich wäre ihm der Gedanke gewesen, dass das einmal mühsam zu einem Ganzen Gerundete jemals aufhören könnte, ein Ganzes zu sein. Darum war es nicht gerecht, wenn Viele es ihm nach seinem Tode mit Bitterkeit vorgeworfen haben, dass er in seinem Testament Manchem freilich gar zu knapp bemessene Jahresrenten vermacht hat, nicht die entsprechenden Kapitale, mit denen mehr geholfen wäre. Man mag das Geschehene bedauern; ihm aber eine Zersplitterung seines Vermögens zumuthen, heisst nicht die einzelne Massregel, sondern den ganzen Mann anfechten, von dem Niemand etwas Anderes erwarten durfte, der einmal mit seiner Eigenthümlichkeit bekannt war.

Mit der nämlichen strengen Consequenz regierte er das Friedrichs-Collegium und wandte sie schonungslos gegen jeden einzelnen Schüler. Nicht um die äussere Ordnung allein war es ihm dabei zu thun; vielmehr sollte die unwandelbare Ordnung schon bei Zeiten das junge Gemüth an eben jene Consequenz gewöhnen, zu welcher die leichte Beweglichkeit des Jugendalters wenig inneren Zug empfindet. Am liebsten nahm er deshalb möglichst junge Knaben, bisweilen schon sechsjährige, in die Anstalt auf; bei ihnen, meinte er, sei noch am wenigsten durch die Verkehrtheit des Hauses oder handwerksmässiger Lehrer verdorben, und es lasse sich von einer neun- bis zehnjährigen gleichmässigen Einwirkung ein befriedigendes Ergebniss hoffen. Zeigten solche Knaben sich begabt und fleissig, so dass sie in der legitimen Zeit, fast noch als Kinder, bis in die obersten Klassen vorrückten, so hegte er von ihrer Zukunft die höchsten Erwartungen und bevorzugte sie merklich, während er die tüchtige Gediegenheit eines geistigen Mittelstandes nicht immer nach Gebühr anerkannte. Wer nun einmal in die Anstalt eingetreten war, der sah sich bald durch eine Masse von Regeln und Gesetzen nach allen Seiten hin in einer Weise eingeengt, die sicherlich sehr Vielen unerträglich gefallen wäre, hätten sie nicht gesehen, wie ihre Mitschüler die gleiche Selbstüberwindung willig ausübten. In dem Geiste des Ganzen wohnte etwas Militairisches; war doch Gotthold selbst von seinem Vater, einst Wachtmeister der Ziethenschen Husaren, in den Traditionen des Regiments erzogen worden. Alles hatte nicht nur seine Zeit, sondern seine Minute; Anfang und Ende der Zwischenpause am Vormittag war sogar auf eine halbe Minute fixirt, und die völlige Unmöglichkeit, solche Termine einzuhalten, führte gelegentlich zu Weiterungen. Alles, was irgend den gleichmässigen Gang des Schullebens störte, sah er als eine wahre Calamität an. Mussten einmal nothgedrungen einzelne Lehrstunden ausfallen, so multiplicirte er ihre Anzahl mit der Zahl sämmtlicher Schüler, denen die unerwartete Musse zu Theil ward, und klagte, wie viele schöne Tage nun hinge-

opfert würden. Noch mehr Trauer bereiteten ihm die Ferien, und oft pries er das alte Friedrichs-Collegium glücklich, das nach dem Vorbilde des Hallischen Waisenhauses überhaupt keine Ferien kannte. Nothwendig schien ihm eine solche Ruhezeit nur für den Director; und wenn unleugbar die Schüler in den Wochen der Freiheit Manches, oft recht Viel vergessen, so beachtete er zu wenig, wie dadurch gerade ein kaum entbehrliches Mittel geboten wird, festes Wissen und wahren Fortschritt von dem täuschenden Scheine zu unterscheiden. Hier mußte er sich denn freilich der Uebermacht des Gesetzes fügen, so gut er konnte. Wenn aber ein Schüler sich unterfing, irgend welche Ausnahmen von der Ordnung zu machen, so erfolgte die strengste Strafe, wie denn Gotthold sehr schnell bereit war, störende Elemente sofort aus der Anstalt zu entfernen. Ausgleichende Privatverhandlungen blieben in der Regel wirkungslos, besonders wenn sie von Müttern und Tanten geführt wurden; er konnte dann Antworten geben, vor denen die zarten Seelen nicht mit Unrecht sich entsetzten. Lieblichkeit der Rede mußte man überhaupt bei ihm nicht suchen, wenn er strafend und mahnend vor seinen Schülern stand. Selbst den bereits gereiften Primanern sagte er oft genug haarsträubende Dinge. Von einem „unterschlagenen“ Accent oder einer Endsylbe, um die er „betrogen“ sei, ausgehend, schweifte er manchmal weit auf dem Gebiete der Moral umher und eröffnete unerfreuliche Perspectivesn auf Zuchthaus und Galgen. Ganz den Stachel zurückzuhalten, gelang ihm sogar in ernst bewegten Stunden nicht. Wenn Jünglinge, die im Begriff standen, die Universität zu beziehen, ihrem alten Lehrer und Meister Lebewohl sagten, erklärte er ihnen wohl mit aller Trockenheit: sie seien nie etwas Ordentliches gewesen, und es lasse sich deshalb auch gar nichts Gutes von ihnen erwarten. Gegen zufällig Anwesende äusserte er dann später begütigend: „Er wird ein tüchtiger Mensch werden, aber solche Behandlung ist ihm heilsam.“ Ein ähnlicher Akt der Consequenz bezeichnete in einer Weise, die damals Vielen anstössig schien, den feierlichsten Moment seines Jubiläums. Umgeben von den ersten Männern der Provinz hörte er die Dankreden der Schüler mit Wohlgefallen an, bis einer von ihnen in augenblickliches Stocken gerieth. Da erging aus seinem Munde eine letzte, nachdrückliche Belehrung: so seien jetzt die jungen Leute, keiner lerne ordentlich seine Lection, am Fleisse fehle es überall. Er gab sich ehrlich und rückhaltlos als das, was er war, und wollte auch mitten in Glanz und Ehren nichts Anderes sein, als ein treuer, bis an das Ende consequenter Director.

Durch diesen Rigorismus, in den sich auch mancher anders denkende Lehrer um der Ordnung willen fügen mußte, wurde sehr viel erreicht. Die äussere Zucht der Schule war eine musterhafte, und viel Zeit, welche sonst wohl die Disciplin in Anspruch nimmt, konnte hier zu sichtlichem Gewinn ungetheilt auf den Unterricht verwendet werden. Auch das keineswegs leichte Problem, in der Universitätsstadt die älteren Schüler von der Aneignung akademischer Unsitte zurückzuhalten, war zu allgemeiner Zufriedenheit gelöst. Aber diese Erfolge wurden doch theuer erkauft. So viel auch weichere Naturen in dem einzelnen Falle mildern mochten, eine solche Strenge mußte oft zur Härte führen und die schärfsten Strafen, die nur als seltene Ausnahmen heilsam sind, zu gangbaren, periodisch fast alltäglich benutzten Zuchtmitteln machen. Die ganze Disciplin hatte etwas Summarisches und Massenhaftes; es waltete eine Gleichheit vor dem Gesetze, die im Schulleben nicht Gerechtigkeit heissen kann. Gotthold hat dieser seiner Neigung, die allgemeinen Principien ausschliesslich herrschen zu lassen und gegen sie die Einwirkung des Menschen auf den Menschen, in der vorzugsweise die erziehende Kraft der Schule beruht, viel zu sehr zurückzustellen, in der gedruckten Schulordnung des Friedrichs-Collegiums ein eigenthümliches Denkmal gestiftet. Ein so umfassendes Grundgesetz, mit so vielen Bestimmungen und so ausführlicher Herabzählung der Motive, wird nicht

leicht eine zweite Schule besitzen; aber mit vollstem Recht schienen viele ihrer Paragraphen selbst solchen Männern kleinlich und pedantisch, die sonst in dieser Beziehung mehr als tolerant waren. Wer wollte es leugnen, dass auch dieses Zuviel seinen letzten Grund in der Liebe zur Jugend hatte; allein es konnte dabei doch nicht ausbleiben, dass der Schütler sich öfter von dem kalten Gesetze, als von dem warmen Hauche der Liebe berührt fühlte, der in den jungen Seelen Wunder wirkt und allem Guten die Thore aufthut. Das indessen blieb Gotthold nicht verborgen, dass blosses Gebieten und Verbieten nicht hinreicht, um die Glieder einer Schule zu einer echten Lebensgemeinschaft zu verbinden und jenen heilsamen Schulpatriotismus zu wecken, der den Eifer jedes Einzelnen mehrt und die wahre Vorschule alles Patriotismus ist. Um dies zu erreichen, wandte er sich in einer wirksamen, jedoch wenigstens nicht vorsichtigen Weise an das Ehrgefühl. Ihm war jenes Göthesche Wort: *Brave freuen sich der That*, nicht minder das Homerische *εὖχομαι εἶναι* ganz aus der Seele gesprochen; aber er rühmte sich auch nur dessen, was er selbst gethan oder was er durch eigene Arbeit geworden war, nicht des Unverdienten und fast Zufälligen. Schwerlich kann man es indessen Jünglingen verargen, wenn sie diese Grenzscheide, durch die sie zunächst von aller Nachahmung ausgeschlossen blieben, übersahen, und ihr durch die Zucht der Schule über das Mass unterdrücktes Selbstgefühl sich nach aussen hin bisweilen in desto schrofferer Anmassung Luft machte. Und hörten sie nun immer wieder die Mahnung, sich einer Anstalt, die einst Grosses geleistet habe und noch jetzt keiner zu weichen brauche, würdig, kurz vor Allem als Fridericianer zu zeigen: wen konnte es wundern, wenn bei manchem ehemaligen Fridericianer durch das pietätvolle Lob der Schule auch Einiges von egoistischer Selbstgerechtigkeit durchklang?

Ungleich leichter ist es, Gotthold nach einer anderen Seite hin gegen Vorwürfe zu vertheidigen, die ebenfalls sein Cultus der *Necessitas* ihm zuzog. Die Gesetzmässigkeit stand ihm höher als die Billigkeit, deren unbestimmbares Wesen mit der Consequenz sich nicht zu reimen schien; im Bewusstsein, das Gesetz für sich zu haben, handelte er mit ruhiger Sicherheit und begriff es wohl kaum, wie es möglich sei, daran Anstoss zu nehmen. So konnte er Zahlungen, die ihm zustanden, in einem Tone fordern, der etwas Verletzendes hatte; und manchmal schloss er schriftliche Anordnungen in Schulsachen mit einer Hindeutung auf das Dasein höherer Instanzen, die sehr entbehrlich war und reizbare Gemüther leicht erbitterte. Wie aber verschwinden alle solche Unebenheiten seines Wesens gegen den Ernst der Resignation, mit welcher er das gesetzlich begründete Recht Anderer auch dann anerkannte, wenn er selbst schwer davon getroffen ward! Auf die schriftlichen Weisungen, deren er sich gern bei Leitung der Schule bediente, erhielt er nicht ganz selten Repliken, die auch der ganz Unbetheilgte nicht ohne Mitleid für ihn lesen kann, selbst wenn er sie materiell für richtig hält. Zwar nicht alles Derartige, aber doch das Meiste nahm Gotthold mit einer Geduld hin, die ihm oft sehr schwer werden mochte. Mit gleich ruhiger Resignation gegenüber dem Rechte räumte er Ostern 1853 die Wohnung, in der er mehr als vierzig Jahre verlebt hatte, da der Neubau des Friedrichs-Collegiums den Abbruch der alten Gebäude nothwendig machte. Murren hörte ihn Niemand, und doch war es ein schwerer Schritt. Wer ihn dort je in seinem grossen Arbeitszimmer besucht hat, erinnert sich sicherlich an dieses wunderbare Durcheinander von Tischen, Büchergestellen, spanischen Wänden, musikalischen Instrumenten und allem erdenklichen Lebensapparat, in welchem das Auge kaum einen Ruhepunkt, nirgends Anfang und Ende fand. Das fühlte man wohl, an diesem Raume hafteten tausend Erinnerungen langer Jahre, und es war beinahe ein Abschliessen mit der eigenen Vergangenheit, als der Greis ihn für immer verliess. Und hier darf ich von eigenen Erlebnissen sprechen. Mehr denn vierzig Jahre jünger als er, trat ich

an seine Stelle, die, wie er wohl wusste, grade durch seine Wirksamkeit eine bedeutende geworden war, in vielen Stücken anderes Sinnes, und dadurch genöthigt, manche seiner Einrichtungen allmählich umzugestalten oder zu beseitigen. Es war ein schwieriges Verhältniss; doch ich hatte das Recht für mich, und er ward nicht irre an mir. Noch im Grabe sei es ihm gedankt, dass er mir bis an seinen Tod bei aller Verschiedenheit des Alters ein wohlwollend theilnehmender Freund geblieben ist und von den scharfen Ecken seines Charakters nie irgend eine gegen mich gekehrt hat.

Aber auch die eisernste Consequenz kann es nicht verhüten, dass der Mensch zu Zeiten doch als ein ganz anderer erscheint, sobald der in ihm wohnende höhere Mensch einmal die Flügel regt und sich über alle die Schranken fortschwingt, durch welche natürlicher Hang oder eigenwilliger Entschluss das Leben einengt. Mögen solche Momente eines mächtig hervorbrechenden erhöhten Gefühls bei Vielen unendlich häufiger sein, ganz entging ihnen auch Gotthold nicht. Dann konnte er mit leuchtendem Auge von dem lieblichen Familienglück erzählen, welches er einst als Jüngling in Friedrich Jakobs' Hause gesehen, und das ihm seitdem als Ziel inniger Sehnsucht vor der Seele gestanden habe, ohne dass es ihm je so gut geworden sei. Dann konnte seine Liebe zu einzelnen Schülern, die er sonst oft nur als Theile ihrer Klasse ansah, mit einem Ungestüm hervorbrechen, das Manchen seltsam und unheimlich dünkte; und dieser Liebe fehlte die nachhaltige Treue nicht. Dann konnte auch er, dessen innerstes Wesen freilich mehr auf den Cardinaltugenden des Stoicismus, als auf der hingebenden Demuth des Christenthums zu bernhen schien, der aber doch nur mit Unrecht auf dem religiösen Gebiete für einen herzlosen Verstandesmensch gehalten ward, warm und kräftig von dem Christus zeugen, der — es sind seine eigenen Worte — „eben sowohl durch das enge Pfortlein der Dorfschule, als durch die grosse Thür des grossen akademischen Auditoriums einget und sie heiligt, wenn man es darnach macht“. In diesen Momenten des höheren Aufschwungs steht der Lehrer und Erzieher auf der Höhe seiner Wirksamkeit; dann schafft er im Gemüth des Schülers oft in einem Augenblicke, was lange Jahre consequenter Arbeit wohl vorbereiten, aber doch nicht herbeiführen konnten: den Durchbruch zum höheren Leben des Geistes. Wie Vielen Gotthold in dieser Weise ihren Tag von Damaskus heraufgeführt hat, das ruht still beschlossen in der dankbaren Erinnerung des Einzelnen und entzieht sich jeder fremden Bericht-erstattung.

Was sterblich an ihm war, wurde am 1. Juli feierlich auf dem Altrossgärtner Kirchhof bestattet, wo vor mehr als 150 Jahren auch der ehrwürdige Stifter des Friedrichs-Collegiums, der Holzkämmerer Gehr, die Ruhestätte gefunden hat. Noch ein Menschenalter lang wird sein Bild im Herzen seiner unmittelbaren Schüler lebendig bleiben, immer mehr von allem Zufälligen und Störenden geläutert; denn so beginnt schon auf Erden die Verheissung sich zu erfüllen, dass die Lehrer leuchten werden wie des Himmels Glanz. Längere Dauer verheisst seinem Andenken die reiche Stiftung für arme Schüler, mit welcher er unsere Anstalt bedacht hat. Aber auch in weiteren Kreisen ist seinem Namen das Fortleben gesichert; und mögen auch die Züge seines geistigen Bildes mehr und mehr in mythischer Unbestimmtheit verschwimmen, immer wird sich doch mit diesem Namen die Vorstellung von einem Manne verbinden, der ein langes Leben hindurch ernst und treu gearbeitet hat,

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edeln endlich komme.

Die sonstigen Erlebnisse des Schuljahres können kurz zusammengefasst werden. Was zunächst den Unterricht betrifft, so ward der vorjährige, im Programm für 1857 abgedruckte Lectionsplan mit Genehmigung der vorgesetzten Behörde für das nunmehr ablaufende Jahr beibehalten. Eine Erweiterung desselben ist jedoch insofern eingetreten, als seit dem 1. August d. J. Herr Dr. Seemann denjenigen Primanern und Secundanern, die sich zur Theilnahme melden, Unterricht im Englischen erteilt. Auch die Vertheilung der Lehrstunden unter die einzelnen Lehrer blieb im Wintersemester die nämliche; über die für den Sommer nöthig gewordenen Umlegungen giebt die Tabelle am Schluss dieses Programms Auskunft. Der bisherige wissenschaftliche Hilfslehrer Dr. Hoffmann wurde zum ordentlichen Lehrer ernannt. Seit Ostern d. J. ward der Candidat Preuss als wissenschaftlicher Hilfslehrer, zugleich zur Abhaltung des pädagogischen Probejahrs, an der Anstalt beschäftigt. Derselbe übernahm an der Stelle des ausscheidenden Oberlehrers Ebel das Ordinariat von Sexta und den grössten Theil des Unterrichts in dieser Klasse. Der gleichmässige Gang unserer gemeinsamen Thätigkeit wurde im Winter durch eine ernste Erkrankung des Dr. Zander, im Sommer durch eine dreiwöchentliche Beurlaubung des Directors unterbrochen. Die Hülfe, welche uns der Candidat Preuss schon vor seinem Engagement mit sehr dankenswerther Bereitwilligkeit leistete, indem derselbe freiwillig einen Theil der Lehrstunden des Dr. Zander erteilte, erleichterte es jedoch den übrigen Lehrern wesentlich, durch angemessene Vertheilung der vakant gewordenen Lectionen in beiden Fällen den nachtheiligen Folgen vorzubeugen, welche sonst leicht mit derartigen Unterbrechungen verbunden sind. Die zur Begründung und Belebung des Unterrichts bestimmten Sammlungen der Anstalt sind aus den verfügbaren Mitteln nicht unerheblich erweitert worden. Ausserdem hat Herr Minister von Raumer Exc. dieselben zu wiederholten Malen durch werthvolle Geschenke bereichert und überdies mehrere Lehrer durch ausserordentliche Gratificationen erfreut. Mit wie aufrichtiger Dankbarkeit uns aber auch diese Beweise huldvoller Fürsorge erfüllen, sind wir dem Herrn Minister doch noch zu weit innigerem Danke für die überaus aufmunternde und wohlwollende Weise verpflichtet, in welcher derselbe am 9. August d. J. von den inneren und äusseren Zuständen des Friedrichs-Collegiums persönlich eingehende Kenntniss nahm.

Die Frequenz der Anstalt belief sich im September v. J. (S. 25 des vorjährigen Programms) auf 281. Dieselbe stieg im Winterhalbjahr 1857/58 auf 297, nach Ostern auf 315. Gegenwärtig, im September, wird die Anstalt von 307 Schülern besucht, unter denen sich 32 Primaner, 49 Secundaner, 64 Tertianer, 62 Quartaner, 56 Quintaner, 44 Sextaner befinden.

Mit dem Zeugnisse der Reife sind entlassen

Michaelis 1857:

- 1) Arthur Alexander Gustav Johannes Jung, geb. zu Königsberg, 20 J. alt; Sohn des Dr. phil. Alex. Jung, 11 J. Schüler des F.-C., 2 J. in Prima. Er studirt hieselbst Philologie.
- 2) Hugo Adolar Edwin Klein, geb. zu Königsberg, 18 $\frac{3}{4}$ J. alt, Sohn des Königl. Geh.-Justizraths Klein, 11 J. Schüler des F.-C., 2 J. in Prima. Er studirt hieselbst Mathematik, um sich demnächst dem Studium des Baufachs zu widmen.
- 3) Emil Franz Julius von Ortenberg, geb. zu Königsberg, 18 $\frac{1}{2}$ J. alt, Sohn des verstorb. Dr. med. von Ortenberg, 10 J. Schüler des F.-C., 2 J. in Prima. Er studirt hieselbst Theologie und Philologie.

- 4) **Franz Rudolph Adalbert Schneider**, geb. zu Königsberg, 19³/₄ J. alt, Sohn des verst. Stadtgerichts-Executors Schneider, 11 J. Schüler des F.-C., 2 J. in Prima. Er studirt hieselbst Medicin.
- 5) **Hugo Emil Ferdinand Weberstädt**, geb. zu Berlin, 21 J. alt, Sohn des Steuer-Controleurs Weberstädt, 9¹/₂ J. Schüler des F.-C., 2 J. in Prima. Er studirt hies. Philologie.

Ostern 1858:

- 1) **Otto Martin Joachim**, geb. zu Königsberg, 22 J. alt, Sohn des Partikuliers Joachim, 5¹/₄ J. Schüler des F.-C., 2 J. in Prima. Er studirt hieselbst Theologie.
- 2) **Wilhelm Eugen Kamm**, geb. in Heinrichswalde bei Tilsit, 22¹/₂ J. alt, Sohn des pens. Steueraufsehers Kamm, 2 J. Schüler des F.-C., 2 J. in Prima. Er studirt hieselbst Theologie.
- 3) **Theodor Richard Korallus**, geb. in Frischenau bei Tapiau, 22 J. alt, Sohn des verst. Försters Korallus, 4¹/₂ J. Schüler des F.-C., 2 J. in Prima. Er studirt hieselbst Medicin.
- 4) **Friedrich Johannes Krakow**, geb. zu Königsberg, 17³/₄ J. alt, Sohn des verstorbenen Directors Prof. Krakow, 4¹/₂ J. Schüler des F.-C., 2 J. in Prima. Er studirt hieselbst Philologie.
- 5) **Friedrich Gustav Lohmeyer**, geb. zu Gumbinnen, 19¹/₄ J. alt, Sohn des Kreisgerichts-Rendanten Lohmeyer, 5¹/₂ J. Schüler des F.-C., 2 J. in Prima. Er studirt hieselbst Geschichte.
- 6) **Hugo Otto Richard Prellwitz**, geb. in Schakuhnen bei Tilsit, 22 J. alt, Sohn des Pfarrers Prellwitz, 4 J. Schüler des F.-C., 2 J. in Prima. Er studirt hieselbst Theologie.
- Als Extraneus erwarb sich das Zeugniss der Reife **Ludwig Mesunius**, geb. in Wantischken bei Darkehmen, 27 J. alt, Sohn des verst. Gutsverwalters Mesunius. Er studirt hieselbst Philologie.

Sämmtliche Abiturienten gehören der evangelischen Confession an.

Die zehn Primaner, denen in der Prüfung am 15. September d. J. das Zeugniss der Reife ertheilt worden ist, werden im nächsten Programm namhaft gemacht werden.

Zu den deutschen und lateinischen Prüfungs-Aufsätzen waren folgende Themata gestellt: Michaelis 1857: Die Gegenwart ist die Mutter der Zukunft. — Num assentiendum sit Teucro haec dicenti patria est ubicunque est bene? Ostern d. J.: Kleines die Wiege von Grosse. — Quibus potissimum de causis senes reverentia sint prosequendi?

Die Gesundheit unserer Schüler liess im Ganzen wenig zu wünschen, doch haben wir drei Todesfälle zu beklagen. Kurz vor dem Beginn des Schuljahres, am 15. September v. J., erlag der Sextaner August Reimann der damals herrschenden Krankheit. Am 5. November v. J. verloren wir den Secundaner Richard von Schmidt, dessen schöne Gaben mehr und mehr eine glückliche Entwicklung erwarten liessen. Am 20. Juni d. J. starb der Quintaner Oscar Richert.

Armen Schülern wurden die üblichen Unterstützungen auch während des verflossenen Jahres in reichem Maasse zu Theil.

Unter den im Laufe des Schuljahrs eiegangenen Verfügungen des Königl. Provinzial-Schulcollegiums sind folgende besonders hervorzuheben:

- 1) 12. November pr.: Der Herr Minister der geistlichen etc. Angelegenheiten hat denjenigen Lehrern und Candidaten, welche an dem Unterrichte in der Königl. Central-

- turnanstalt in Berlin Theil nehmen wollen, im Falle der Bedürftigkeit Unterstützungen in Aussicht gestellt.
- 2) 1. December pr.: Die Grundsätze, nach denen bedürftigen Schülern Befreiung von der Schulgeldzahlung zu gewähren ist, sollen erwogen und darüber in vorgeschriebener Form berichtet werden.
 - 3) 11. December pr.: Um Unterschleifen bei der Abiturientenprüfung vorzubeugen, soll Alles vermieden werden, was dazu dienen kann, die Prüfung ängstlichen Gemüthern zu einem Gegenstande rathloser Furcht zu machen. Die von den Abiturienten bearbeiteten Themata zum deutschen und lateinischen Aufsatz sind alljährlich im Programm kurz mitzutheilen.
 - 4) 25. Januar c.: Auf Anordnung des Herrn Ministers der geistlichen etc. Angelegenheiten sollen die Schüler schon im Voraus mit den vom 1. Juli an gültigen Veränderungen des Landesgewichts vertraut gemacht werden.
 - 5) 25. Februar c.: Von dem Programm sind dem Königl. Provinzial-Schulcollegium in Zukunft 222 Exemplare einzusenden.
 - 6) 25. Mai c.: Da mehrfach bemerkt worden ist, dass die Studirenden der hiesigen Universität ihre Handschrift sehr vernachlässigen, soll auf den Gymnasien diesem Uebelstande nach Möglichkeit vorgebeugt werden.
 - 7) 25. Mai c.: Anfrage und Bestimmungen über die Theilnahme der Gymnasiasten an der Ausführung liturgischer Gesänge beim sonntäglichen Gottesdienste.
 - 8) 10. September c.: Die von dem Seminarlehrer Fix herausgegebene Wandkarte zur Geschichte des preussischen Staats, so wie die Uebersichten zur äusseren Geschichte des preussischen Staats werden im Auftrage des Herrn Ministers der geistlichen etc. Angelegenheiten empfohlen.

Die öffentliche Prüfung sämtlicher Klassen wird am Montag den 4. und Dienstag den 5. October in folgender Ordnung abgehalten werden:

Montag den 4. October,

Vormittags von 9 Uhr an:

Choral, gesungen von der I. Gesangsklasse.

- Sexta.** Religion. Div.-Pred. Hintz. — Rechnen. Cand. Preuss. — Latein. Derselbe.
 Declamation der Sextaner Magnus von der Gröben (Das Bäumlein, das andere Blätter gewollt, von Rückert) und Eduard Beck (Das Hufeisen, Legende von Göthe).
 Vierstimmiges Lied von Oelschläger (I. Gesangsklasse).
- Quinta.** Geographie. Prof. Dr. Zaddach. — Latein. Dr. Müller.
 Declamation der Quintaner Wasa Böhnke (Die halbe Flasche, von Simrock) und Karl Kraus (Die Heinzelmännchen, von Kopisch).
 Vierstimmiges Lied von Nicolai (I. Gesangsklasse).
- Quarta.** Latein. Prof. Dr. Simson. — Französisch. Oberlehrer Dr. Lewitz. —
 Mathematik. Dr. Hoffmann.
 Declamation des Quartaners Richard Jonas (Der Gerngross, von Langbein).
 Vierstimmiges Lied von Rebling (I. Gesangsklasse).

Nachmittags von 2 $\frac{1}{2}$ Uhr an:

Tertia. Naturgeschichte. Prof. Dr. Zaddach. — Latein. Dr. Zander. — Griechisch. Derselbe.

Secunda. Cicero. Dr. Müller. — Xenophon. Prof. Dr. Hagen. — Religion. Div.-Pred. Hintz.

Prima und Secunda comb. Hebräisch. Prof. Dr. Simson.

Dienstag den 5. October,

Vormittags von 9 Uhr an:

Choral, gesungen von der I. Gesangklasse.

Prima. Mathematik. Dr. Hoffmann. — Geschichte. Prof. Dr. Merleker. — Horaz. Der Director.

Motette von A. Hesse (I. Gesangklasse).

Lateinische Abschiedsrede des Abiturienten Carl von der Goltz.

Entlassung der Abiturienten durch den Director.

Schlusschoral.

Am Nachmittag um 3 Uhr werden in den einzelnen Klassen die Versetzungen bekannt gemacht und die Censuren ausgetheilt.

Das neue Schuljahr wird am Donnerstag den 14. October, Morgens 8 Uhr, eröffnet. Zur Prüfung und Inscription neu eintretender Schüler werde ich vom 6. October an täglich während des Vormittags in meiner Amtswohnung (Collegienplatz No. 3) bereit sein.

Dr. Horkel.

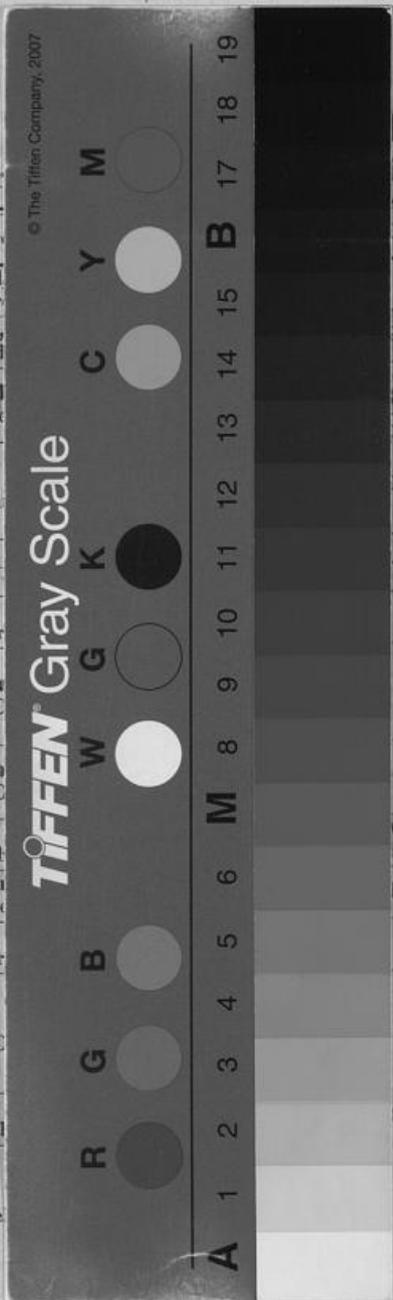
Tabellarische Uebersicht

über die Vertheilung der Lehrstunden im Sommerhalbjahr 1858.

Name des Lehrers.	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	Summe der wöchentl. Lehrstund.
1. Prof. Dr. Horkel, Director. Ord. I.	8 Latein						8
2. Prof. Dr. Hagen, I. Oberl. Ord. II.	6 Griech.	6 Griech.		6 Griech.			18
3. Prof. Dr. Merleker, II. Oberlehrer.	3 Gesch. u. Geogr.	3 Gesch. u. Geogr.	3 Gesch. u. Geogr.	3 Gesch. u. Geogr. 2 Deutsch			14
4. Dr. Lewitz, III. Oberlehrer.	3 Deutsch 2 Franz. 2 Griech. (I b.)	2 Livius 2 Virgil	2 Franz.	2 Franz.			15
5. IV. Oberlehrer, vacat.							
6. I. ord. Lehrer, vacat.							
7. Dr. Zander, II. ord. Lehr. Ord. III.			10 Latein 6 Griech.				16
8. Prof. Dr. Zaddach, III. ord. Lehr. Ord. V.			2 Deutsch 2 Naturk.		3 Franz. 3 Rechnen 2 Geogr. 2 Naturk.		14
9. Prof. Dr. Simson, IV. ord. Lehr. Ord. IV.	2 Hebr.	2 Deutsch 2 Franz. 2 Hebr.		10 Latein			18
10. Dr. Hoffmann, V. ord. Lehr.	4 Mathem. 2 Physik	4 Mathem. 1 Physik	3 Mathem.	3 Mathem. u. Rechnen			17
11. Div.-Pred. Hintz, wiss. Hilfslehrer.	2 Religion	2 Religion	2 Religion	2 Religion	3 Religion	3 Religion	14
12. Dr. Müller, wiss. Hilfslehrer.		6 Latein			10 Latein 2 Deutsch		18
13. Cand. Preuss, wiss. Hüflsl. Ord. VI.						10 Latein 2 Deutsch 4 Rechnen 2 Geogr. 2 Naturk.	20
14. Krentzberger, techn. Hilfslehrer.				2 Zeichn	3 Schreib. 2 Zeichn.	3 Schreib. 2 Zeichn.	12
15. Meissner, techn. Hilfslehrer.		I. Gesangklasse 3 II. " 2 III. " 2 Klasse für mutirende Stimmen 1					8

über die Ver

Name des Lehr
1. Prof. Dr. Horkel Director. Or
2. Prof. Dr. Hagen, I. Oberl. Ord
3. Prof. Dr. Merlel II. Oberlehr
4. Dr. Lewitz, III. Oberlehr
5. IV. Oberlehrer,
6. I. ord. Lehrer,
7. Dr. Zander, II. ord. Lebr. Or
8. Prof. Dr. Zadd III. ord. Lehr, C
9. Prof. Dr. Simso IV. ord. Lehr. C
10. Dr. Hoffmann, V. ord. Leh
11. Div.-Pred. Hin wiss. Hilfslehr
12. Dr. Müller, wiss. Hilfslehr
13. Cand. Preuss, wiss. Hüflsl. C
14. Kreutzberger, techn. Hüflsl
15. Meissner, techn. Hüflsl



ersicht
im Sommerhalbjahr 1858.

IV.	V.	VI.	Summe der wöchentl. Lehrstund.
			8
Griech.			18
esch. u. Geogr. Deutsch			14
Franz.			15
			16
	3 Franz. 3 Rechnen 2 Geogr. 2 Naturk.		14
Latein			18
Mathem. Rechnen			17
Religion	3 Religion	3 Religion	14
	10 Latein 2 Deutsch		18
		10 Latein 2 Deutsch 4 Rechnen 2 Geogr. 2 Naturk.	20
Zeichn	3 Schreib. 2 Zeichn.	3 Schreib. 2 Zeichn.	12
			8